This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN Y7XZ K

543.10.8.35

Harvard College
Library

By Exchange

Withdrawn

Neue Märchen

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Rudolf Baumbach

Von der Landstrasse. Lieder.	19. u. 20. Tausend	M. 3 —
Zlatorog. Eine Alpensage	77.—80. Tausend	M. 3.—
Der Pate des Todes. Dichtung	17. Tausend	M. 3 —
Lieder eines fahrenden Gesellen	47.—51. Tausend	M. 4.20
Abenteuer und Schwänke	21. u. 22. Tausend	M. 4.—
Mein Frühjahr. Gedichte	19. u. 20. Tausend	M. 3.80
Frau Holde. Gedicht	45.—47. Tausend	M. 3.—
Krug und Tintenfass. Gedichte	19. u. 20. Tausend	M. 3.—
Spielmannslieder	27. u. 28. Tausend	M. 3.—
Thüringer Lieder	11. u. 12. Tausend	M. 3.50
Horand u. Hilde. Gedicht	12. u. 13. Tausend	M. 3.50
Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung	15. Tausend	M. 3.50
Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte	4. Tausend	M. 3.—
Sommermärchen	38. u. 39. Tausend	M. 4.20
Erzählungen und Märchen	15. u. 16. Tausend	M. 3.—
Neue Märchen	8. Tausend	M. 4.—
Es war einmal. Märchen	15. u. 16. Tausend	M. 3.80
Aus der Jugendzeit	9. Tausend	M. 6.20

Die Preise verstehen sich für eleganten Leinenband mit Goldschnitt, in Leder kostet jeder Band 2 Mark mehr

Illustrierte Ausgaben mit großer Schrift:

Sommermärchen	In Leinenband	M. 3.—
Abenteuer und Schwänke	In Leinenband	M. 2.80

Illustrierte Prachtausgaben:

Sommermärchen. Mit Zeichnungen von Paul Mohn	In Leinenband	M. 10.—
Abenteuer und Schwänke. Mit Zeichnungen von Paul Mohn	In Leinenband	M. 10.—

Das Wasser des Vergessens und andere Erzählungen.
(Cotta'sche Handbibliothek) Geheftet 25 Pfennig

Neue Märchen

von

Rudolf Baumbach

Achtes Tausend

MDCXL

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

50543.10.8.35

Alle Rechte vorbehalten

HARVARD COLLEGE LIBRARY
BY EXCHANGE
DEC 29 1943

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

	Seite
Hans Taps	7
Das Märchen von der Königstochter, die nicht weinen konnte	13
Margretlein mit dem Erdkühlein	25
Entenschnabel	38
Zwei Kindermärchen	46
Der Esel und der Kritiker	49
Eine Weihnachtsgeschichte	51
Der Osterhase	65
Die weiße Maus	71
Mahlzeit	79
Abendblank	83
Der Besuch im Himmel	95
Der Wechselstaler	108
Die Wasserfrauen	120
Der Registrator und die Schwanenjungfrau	125
Der Bilsenschnitter	136
Die Geisterschau	145
Der Bildschnitzer und das Geißhirtlein	153
Der Bär, der Fuchs und der Spervogel	159
Meine liebe Mutter	162
Das zwölfjährige Mönchlein	169

Hans Taps

Es war einmal ein sehr geschickter Gärtner, der hatte einen sehr ungeschickten Sohn. Wenn der Sohn durch den Garten seines Vaters ging, zertrat er die Blumen, die in den Beeten standen, und knickte die Edelreiser, die auf die Wildlinge gesetzt waren. Er hieß Hans, und seine Eltern nannten ihn nur „Hans Taps“. So nannte ihn auch der alte Star, der auf dem Birnbaum in einem Starenkasten wohnte. Er war lange in Gefangenschaft gewesen und hatte gelernt wie Menschen sprechen. So oft er sah, wie Hans durch seine Ungeschicklichkeit im Garten etwas verdarb, sagte er:

„Blumen sind zarte Dinger,
Wollen zarte Finger.
Nur ein Taps wie du
Greift täppisch zu.“

„Zur Gärtnerei ist mein Sohn zu ungeschickt,“ sagte der Vater, „er muß auf das Studium.“ Und

nun ging Hans in die lateiniſche Schule und machte viele Kleckſe in ſein Schreibbuch.

Die Jahre vergingen. Eines Tages ſaß Hans Taps unter dem Birnbaum und las in einem griechiſchen Buch. Da kam Nachbars Lenchen mit einem Henkelkorb am Arm und wollte Salat kaufen. Hans Taps ſprang dienſtfertig auf und ſtach dem Mädchen ein paar rotgeſprenkelte Salathäupter. Das war nicht mehr ſeines Amtes, aber er tat es gern, und dann brach er noch einen Strauß Roſen, dunkle und helle, und ſchenkte ſie dem blonden Lenchen. Die ſchönſte Roſe wollte er ihr an den weißen Schürzenlatz ſtecken, dabei benahm er ſich aber ſo tölpiſch und ungeſchickt, daß ihm Lenchen auf die Finger ſchlug und davonlief. Der Star auf dem Birnbaum aber ſprach:

„Mädchen ſind zarte Dinger,
Wollen zarte Finger.
Nur ein Taps wie du
Greift täppiſch zu.“

Ein paar Tage nach dieſem Vorfall war Hans Taps verſchwunden. Auf ſeinem Tiſch lag ein Stück Papier, darauf hatte er geſchrieben: „Ich gehe in die weite Welt. Ade!“ Und als die Mutter ſeine Wäſche nachzählte, fehlten ein Hemd

und ein Paar Strümpfe. Es war kein Zweifel; Hans Taps war in die weite Welt gegangen.

Viele Jahre verſtrichen. Hans Taps ließ nichts von ſich hören; man hielt ihn für tot. Aber eines Tages war er wieder da; ein ſtattlicher, gebräunter Mann. Seine Eltern, die alten Gärtnersleute, nahmen ihn gut auf und wunderten ſich über des Sohnes Erzählungen von ſeinen Fahrten und Abenteuern. Sie erwarteten ſtündlich, jetzt werde er ſeinen Reiſeſack öffnen und einen Goldklumpen oder ein paar Diamanten von Enteneigröße hervorholen, aber es geſchah nichts dergleichen. Nichts als Papier hatte Hans Taps in ſeinem Reiſeſack. Darauf hatte er ſeine Erlebniſſe beſchrieben und allerhand merkwürdige Begebenheiten. Dieſe Schriften begann er jetzt zu ordnen und ließ ſie drucken. „Sehr intereſſant," ſagten die Leute, und das freute die Eltern, obgleich ſie nicht wußten, was „intereſſant" bedeute.

Am Abend, wenn er ſich müde gearbeitet hatte, ſaß Hans Taps, wie er früher getan hatte, unter dem Birnbaum, auf dem der Star wohnte. Der aber verſpottete den Heimgekehrten nicht mehr mit den Reimen, die er ihn früher ſo oft hatte hören laſſen; er hatte Reſpekt vor dem Weitgereiſten be-

kommen und ſprach oft vor ſich hin: „Intereſſant, höchſt intereſſant.“

Eines Abends ſtand Hans vor einem Roſenſtrauch und betrachtete mit freudigem Erſtaunen eine Roſe, die leuchtete wie Feuer. Er pflückte die Blüte und forſchte nach der Urſache des Feuerſcheins. Da fand er im Herzen der Roſe einen Glühwurm ſitzen, von dem der Schein ausging.

Das Glühwürmchen ſtieg ſchnurgerade in die Höhe, flog ein paarmal im Kreis herum, kam aber dann zurück und ſetzte ſich wieder auf die Roſe, die Hans noch in der Hand hielt. „Nun heben wir an Märchen zu erzählen,“ ſagte das Leuchtwürmchen. „Siehſt du hier im Beet das dreifarbige Stiefmütterchen? Das große Blatt unten iſt die böſe Stiefmutter; ſie ſitzt auf zwei Stühlen. Sieh die Blume nur genau an. Rechts und links von der Stiefmutter ſitzen ihre beiden rechten Kinder; jedes hat ſein Stühlchen, wie es ſein muß. Zuletzt kommen in Trauerkleidern die beiden Stiefkinder, die armen haben zuſammen nur einen Stuhl. Dafür ſind ſie die Stiefkinder.“

„Sehr lehrreich,“ ſprach Hans, der die Blume gewiſſenhaft unterſucht und alles gefunden hatte, wie es das Leuchtkäferchen geſagt.

„Das war eine Geſchichte. Nun kommt das Märchen vom Tauſendſchönchen. Doch das kennſt du wohl ſchon. Es ſteht wie ich gehört habe, gedruckt zu leſen, und du kennſt alle Bücher. Die wunderbarſte Geſchichte, die ich weiß, iſt meine eigene, aber die erzähle ich dir erſt, wenn die Feuerlilie blüht.“

Als die Feuerlilie blühte, kam der Glühwurm wieder geflogen und erzählte: „Die Feuerlilie ſtand im Garten und weinte, denn ſie hatte keinen Duft, und ihre Baſe, die weiße Lilie duftete doch ſüßer und ſtärker als ein Jasminbuſch. ‚Du wirſt entſchädigt werden‘, ſagte die Winde, die auch keinen Duft hat, ‚warte nur‘. Und die Feuerlilie wartete, ſie wartete, bis die dicken Nachtſchmetterlinge mit den langen Rollzungen kamen und um die Blumen ſchwirrten. Da ſchoß auf einmal ein funkelnder Stern vom Himmel herab und fiel gerade in die offene Glocke der Feuerlilie hinein. So bin ich auf die Welt gekommen. Ein Stern iſt mein Vater, und die Feuerlilie iſt meine Mutter. Das hätteſt du wohl nicht gedacht.“

„Glühwurm,“ ſagte Hans Taps, „du ſprichſt Unſinn. Ein Stern dein Vater und eine Feuerlilie deine Mutter! Du biſt eine Lampyris noctiluca,

ein Inſekt zu der Klaſſe der Koleopteren gehörig und haſt eine vollkommene Verwandlung: Ei, Raupe, Puppe, Käfer."

Da ſtieg ein Funke himmelwärts. Der Glühwurm war es, der fortflog, und der alte Star im Birnbaume ſagte:

„Märchen ſind zarte Dinger,
Wollen zarte Finger.
Nur ein Taps wie du
Greift täppiſch zu."

Das Märchen von der Königstochter, die nicht weinen konnte

Die Mär von der Prinzeſſin, die nie gelacht hatte, kennt jedermann, aber die Geſchichte von der Königstochter, die nicht weinen konnte, iſt euch nicht bekannt, drum hört zu.

Es war einmal ein König und eine Königin, die bekamen ein Töchterlein, ſchöner noch als ſonſt die Königstöchter zu ſein pflegen. Aber das Kind ſchrie und weinte Tag und Nacht, und die königliche Mutter wäre nervös geworden, wenn damals ſchon die Nerven erfunden geweſen wären. Der Hofarzt ſchrieb lange Rezepte und ſetzte dem Prinzeßchen mit übel ſchmeckenden Tränklein arg zu, aber die Kleine weinte immer ſtärker.

Am Ende des Königſchloſſes ſtand ein alter Turm. In dieſem Turm wohnte eine uralte, häßliche Frau, das war die Schloßhexe. Eines Tages ſtieg die Königin die Wendeltreppe hinan, trat

bei der Alten ein und fragte sie um Rat wegen des weinenden Kindes, und die Frau versprach zu helfen. In einer der nächsten Nächte begab sich die Schloßhexe ins Freie und kehrte mit einem Arm voll Kräuter zurück. Mit diesen Kräutern hieß sie dem schreienden Kind ein Bad rüsten, und so geschah es. Die Prinzessin aber hörte alsbald auf zu weinen und zu schreien und saß lammfromm in dem Badewännlein. Da wurden die Königin und ihre dienenden Frauen über die Maßen froh, und die Schloßhexe erhielt zur Belohnung eine Handvoll Gold und eine neue Schürze.

Ein paar Wochen später aber ward die Alte auf Befehl des Königs von zwei handfesten Trabanten aus dem Hexenturm und geradeswegs in das Alteweiberspital geführt. Ihre Zauberkräuter aber und ihr übriger Hexenkram wurde auf dem Schloßhof verbrannt. Und die Leute sagten: „das geschieht der Hexe ganz recht, warum hat sie der Prinzessin das Bad zu stark gemacht.“ Ja, so war es, die Königstochter konnte nun gar nicht mehr weinen. „Das ist schlimm,“ meinte der Hofastrolog, der ein sehr gescheiter Mann war, „sehr schlimm. Aus einer Königstochter wird mit der

Zeit eine Königin, eine Königin aber muß bei feierlichen Gelegenheiten weinen und Tränen vergießen können, und kann ſie es nicht, ſo nimmt es das Volk übel.“ Die Ärzte kamen mit ihren Pillen und Mixturen, aber kein Mittel ſchlug an; die Königstochter konnte nicht weinen.

„Ich bringe ſie zum Weinen,“ ſprach der Hofmarſchall. Eines Morgens, als die kleine Prinzeß auf dem Schemel ſaß, umgeben von ihren Bilderbüchern und Spielſachen, kam der Ofenheizer in das Gemach herein und zertrat mit ſeinen plumpen, nägelbeſchlagenen Stiefeln der Lieblingspuppe der Prinzeſſin den ſchönen Wachskopf. Alſo hatte es der Hofmarſchall angeordnet und er ſelbſt ſtand vor der Tür, um das Weinen der Königstochter zu hören. Als der Stiefel des Ofenheizers ſeine Schuldigkeit getan, ſchrien die Zofen laut auf, ſtürzten ſich mit geſpreizten Fingern auf den Übeltäter und warfen ihn zur Tür hinaus. Die Prinzeſſin aber weinte nicht, ſondern ſagte: „Der Papa ſchenkt mir eine andere Puppe, ſchöner noch als die zerbrochene.“ Der Hofmarſchall aber ging nach Hauſe und ärgerte ſich.

Die Jahre vergingen, die Prinzeſſin wuchs heran und wurde von Tag zu Tag ſchöner, aber

eine Träne hatte sie noch nicht geweint. Der König hatte einen Preis von tausend Goldstücken ausgesetzt für denjenigen, der seine Tochter zum Weinen bringen würde, aber das Geld blieb unverdient.

An ihrem fünfzehnten Geburtstage führte man die Prinzessin zum ersten Male ins Theater. Der Hofpoet versprach sich Großes von diesem Besuch. Er hatte ein rührendes Trauerspiel gedichtet, in welchem sieben Personen durch Gift oder Dolch ums Leben kamen. Als aber die sieben Leichen auf der Bühne lagen und ihre vierzehn Stiefelsohlen dem Publikum zukehrten, da — o Entsetzen! — schlug die Königstochter ein helles Gelächter auf, und das ganze Haus stimmte ein. Es weinte nur einer, und das war der Hofpoet, der sich schon auf den Preis von tausend Goldstücken sehr gefreut hatte, denn er brauchte Geld. Im Unmut ging er unter die Kritiker und ward ein scharfer. Die Prinzessin aber blieb tränenlos.

Da geschah etwas ganz Besonderes, die gute Frau Königin legte sich aufs Siechbett, und nach drei Tagen war Jammer und Wehklagen in Stadt und Land, denn die Königin war gestorben. „Jetzt wird sie weinen," meinten die Leute, denn die

Königstochter hatte ihre Mutter zärtlich geliebt, aber sie sprach: „Meine Mutter ist in einem schönen Garten und hat es besser als wir alle,“ und sie weinte nicht.

Jahre gingen ins Land. Der König war mit seinem Hof auf ein lustiges Jagdschloß gezogen, um des Weidwerks zu pflegen. Seine schöne Tochter hatte ihn begleitet und ritt fast täglich im langwallenden Sattelkleid, den Falken auf der Faust mit auf die Jagd. Eines Tages ward eine Bauhatz veranstaltet, und da selbige Jagd für zarte Frauen zu gefahrvoll erachtet wird, blieb die Prinzessin zu Hause, derweilen der König mit Jägern und Rüden im grünen Tannenforste jagte.

Sie erging sich erst im Schloßgarten und erfreute sich an den süßduftenden Rosen, dann aber betrat sie durch die Gitterpforte den freien Wald. Die Tannen und die Fichten rauschten ihre alte Weise, der Fink schlug unermüdlich; und die bunten Meisen kletterten zirpend im Geäst. Der Wald sang sein Lied, das alle kennen und wenige verstehen.

Die schöne Königstochter ging mit fliegendem Goldhaar durch den Waldschatten, aber da war niemand, der sich an dem Anblick hätte erfreuen

können. Auf einmal blinkte es weiß zwischen den Wacholderbüschen. Das ist der weiße Hirsch, von dem die Jäger erzählt haben, aber nein, das ist kein Hirsch mit zackigem Geweih, das ist ein Rößlein, weiß wie neuer Schnee. Und das Rößlein, als es die Prinzessin mit Kuchen lockte, kam heran und fraß die süße Kost der Jungfrau aus der Hand. „Wo kommst du her, Rößlein?“ fragte die Königstochter, „wo bist du daheim?“ Darauf antwortete das weiße Rößlein zwar nicht, aber es warf den Kopf in die Höhe und scharrte mit dem Vorderhuf. „Willst du mich tragen?“ frug die Prinzessin wieder, und ohne eine Antwort abzuwarten, schwang sie sich dem Tier auf den Rücken, und das Pferd trabte mit seiner Reiterin lustig durch die Tannen.

Plötzlich lichtete sich der Wald, und die Königstochter sah vor sich eine weite Waldwiese, auf der ein kleines Haus mit einem Hirschgeweih am Giebel in einem blühenden Gärtlein lag. Unter dem Holunderbaum aber, der neben einem lebendigen Brunnen stand, saß auf dem Bänklein ein bräunlicher Bursch, der am Hut eine krumme Feder trug.

Er stand auf und ging der Reiterin entgegen. „Wen bringst du da, mein wilder Schwan?“ frug

er das Roß und musterte das Königskind. Solchen Wuchs, so goldene Haare und so zarte Haut haben die Dirnen der umliegenden Dörfer nicht. Das ist eine Zofe aus dem Königsschloß, eine Zofe der Prinzessin, die nicht weinen kann. Er faßte die weiße Hand der Zofe und half ihr auf den Boden. Dann trug er Milch und Brot herbei, auch eine Schale Honig und freute sich, wie der Fremden die Labung mundete.

Sie saßen bis zum Abend unter dem Holunderbaum selbander und sprachen miteinander wie zwei Nachbarn oder zwei alte Kriegskameraden. Als die Schatten der Tannen länger wurden, brach die Königstochter auf. Der junge Gesell hob sie auf das weiße Rößlein. „Gelt, du wohnst im Königsschloß?" frug er. „Ja, ich wohne im Königsschloß." Da wies ihr der Bursche den Weg. Er stand aber noch lange unter dem Holunderbaum und freute sich, als sie noch einmal den weißen Hals nach ihm drehte.

Am anderen Tag, als der König wieder auf die Jagd geritten, hieß die Prinzessin das fremde Roß aus dem Stall ziehen, wo es genächtigt hatte. Sie hatte ihrem Schmuckkästchen eine lange Korallenschnur entnommen und schmückte mit der schar-

lachroten Kette das milchweiße Rößlein, das selbstgefällig wieherte. Dazu sang die Königstochter:

„Ich hab' ein schnelles Rößlein,
Das weiß nur einen Weg,
Den Weg von meinem Schlößlein
Ins grüne Waldgeheg.
Da horsten Falk und Krähe,
Und manche Blume sprießt,
Da wohnen Hirsch' und Rehe
Und Einer, — — —

„der sie schießt," wollte sie singen, aber sie erschrak und verstummte. Dann schwang sie sich auf das Tier, gab ihm einen leichten Schlag und rief: „Du kennst den Weg." Da rannte das Rößlein aus dem Tor und in den lustigen Wald hinein.

Wieder saß die Königstochter neben dem jungen Waldhüter unter dem Holunderbaum, und er hielt ihre weiße Hand in seinen braunen Händen und schaute ihr in die leuchtenden Augen. Als aber die Königstochter am Abend Abschied nahm, waren beide ernst und still geworden, und ein nächtlicher Vogel lachte vom Tannenast herunter.

„Wenn ich schon Förster wäre," sagte der junge Waldhüter zu sich selbst, als er am nächsten Morgen über das taufrische Moos schritt, „wenn ich schon Förster wäre, so wäre zu der Hacke der Stiel bald

gefunden, aber ein armer Waldhüter!" Er ließ den Kopf trübſelig hängen.

Da ſah er am Boden eine rote Koralle liegen, die hatte offenbar das geſchmückte Rößlein verloren. Er hob die Perle auf, da ſah er eine zweite aus dem Moos leuchten wie eine rote Beere und dann noch viele hintereinander. Und die Korallen führten ihn durch den Wald bis an das Jagdſchloß. Er trat durch das Gittertor in den Garten. Ein Waſſerſtrahl ſtieg aus einem kleinen, lilienumſäumten Weiher und fiel rauſchend wieder herab. Auf dem Schloßaltan aber ſtand niemand anderes als die ſchöne Zofe. Sie erkannte den jungen Jäger und winkte ihm zu ihr zu kommen.

Das ließ ſich der Burſch nicht zweimal ſagen. Er ſprang leichtfüßig die Treppe hinauf, und nun ſtand er in dem Prunkgemach. Ein großer, grüner Vogel, der ſich in einem goldenen Reifen ſchaukelte, rief dem Eintretenden mit menſchlicher Stimme zu: „Guten Tag, Spitzbub," und der Jägerburſch machte vor dem Papagei einen tiefen Bückling, daß der kleine Page, der an der Türe ſtand, laut lachte. Die ſchöne Zofe winkte dem Pagen, und dieſer ging ins Nebenzimmer, wo er horchend

ſtehen blieb, ſie aber ging auf den Gaſt zu und reichte ihm die Hand.

Der Burſch ſah ſich in dem Gemach um, und es kam ihm der Gedanke, die vermeintliche Zofe ſei am Ende gar ein Hoffräulein. „Verzeihet mir,“ ſprach er, „ich habe Euch für die Zofe oder die Magd der gnädigen Prinzeſſin gehalten.“

„Ach, du Guter,“ erwiderte die Dame, „ich bin weder das eine, noch das andere, ich bin die Tochter des Königs.“

„So, die Königstochter ſelber biſt du?“ fragte der Waldhüter mit zitternder Stimme. „Dann verzeihet mir, daß ich hierher gekommen bin und das, was ſonſt noch geſchehen iſt. Ich will gehen, ſoweit mich die Füße tragen. Aber es iſt ſchade. Behüt' dich Gott!“

„Ja, es iſt ſchade, daß ich die Königstochter bin,“ und bei dieſen Worten ſtürzten ihr die Tränen aus den Augen, und weinend umſchlang ſie den braunen Nacken des Jünglings.

Der lauſchende Page aber im Nebenzimmer, als er ſah, daß die Prinzeſſin weine, lief, ſo ſchnell er konnte, in das Gemach des Königs und rief: „Majeſtät, die gnädigſte Prinzeſſin weint.“

Da ſtand der König freudig erregt auf

und frug: „Wie iſt das gekommen? Warum weint ſie?“

„Weil ſie eine Königstochter iſt, darum weint ſie. Kommt nur mit, Herr König, und ſeht das Wunder ſelbſt. Und der Mann, der ſie zum Weinen gebracht hat, iſt auch noch da.“

Der König ergriff ein kleines, ſchweres Käſtchen und befahl dem Pagen, es ihm nachzutragen, dann ging er zu ſeiner Tochter.

Daß ſie helle Tränen vergoß, freute ihn ſehr, daß dies aber am Hals eines jungen Weidgeſellen geſchah, war ihm keineswegs erfreulich.

„Komm her,“ rief er dem Burſchen zu, „du ſollſt deinen Lohn haben und dann mach', daß du weiter kommſt.“ Mit dieſen Worten öffnete er das Schloß des Käſtchens; es war mit Gold gefüllt.

Der Jüngling aber machte eine abwehrende Handbewegung und ſprach: „Meinen Lohn habe ich mir ſelbſt genommen draußen auf der Waldwieſe am Quell unter dem Holunderbaum.“

Da machte der König ein böſes Geſicht und ſprach: „Wie wäre es, du Ehrendieb, wenn ich dich ein wenig köpfen ließe? Gelt, mein Töchterlein, dann würdeſt du wohl auch weinen?“

„Aber nicht lange," erwiderte die Prinzessin und zog aus ihrem Goldhaar eine Nadel, die war gestaltet wie ein Dolch. „Ich würde ihm bald nachfolgen in das Land, da kein König etwas zu befehlen hat."

„Das muß ein übles Land sein, wo kein König etwas zu befehlen hat," brummte der König. „Was ist da zu tun?" Er streckte die väterliche Rechte aus, faßte die Prinzessin am rosenroten Ohrläppchen und führte sie zu dem, der sie zum Weinen gebracht hatte. „Da habt euch!" sprach er gerührt, und dann weinten sie alle, und auch der kleine Page weinte, denn er war leer ausgegangen.

Margretlein mit dem Erdkühlein

(Nach Montanus' Gartengeſellſchaft)

Es war einmal eine Witwe, die hatte zwei Kinder; Ännlein war ihre leibliche, Margretlein ihre Stieftochter. Eines Abends ſprach die Mutter zu Ännlein: „Das Margretlein iſt ein unnützes Ding; wir wollen es morgen mit in den Wald nehmen und es dort laſſen, daß es von den Wölfen gefreſſen wird oder ſonſtwie umkommt.“

Margretlein aber hatte den Anſchlag der Stiefmutter gehört, lief zu ſeiner Pate, einer frommen Frau und klagte dieſer ſein Leid. Die Pate gab dem Kind einen guten Rat: „Fülle deine Taſche mit Sägmehl und ſtreue es, wenn du in den Wald geführt wirſt, vor dich hin, ſo wirſt du dich wieder zurückfinden.“

Am anderen Morgen ging die böſe Mutter mit den beiden Kindern wirklich in den Wald. Als ſie recht tief darin waren, ſagte die Mutter:

„Ich will ein wenig ruhen und meinen Kopf in Ännleins Schoß legen, du, Margretlein, sammelst uns derweilen drei Bündelein Holz.“ Da ging das arme Margretlein tiefer in den Wald und las dürres Holz. Als es aber mit den drei Bündelein zurückkam, waren Mutter und Schwester verschwunden, und wäre nicht die Sägmehlspur gewesen, hätte sich Margretlein schwerlich wieder aus dem Wald herausgefunden. Das Kind ging dem Sägmehl nach und gelangte glücklich wieder nach Hause.

Am nächsten Tag sprach die Stiefmutter zu Ännlein: „Es hat nichts genützt, daß wir das Margretlein in den Wald geführt haben; es hat den Weg zurück gefunden. Morgen wollen wir es an eine andere Stelle führen, tiefer im Wald. Da wird es den Rückweg kaum finden.“

Margretlein aber hatte wieder gehorcht und alles gehört. Wieder lief es zu seiner Pate und klagte ihr seine Not. Die Pate sagte: „Nimm eine Tasche voll Spreu mit und streue sie vor dich hin, so wirst du den Weg zurück finden.“ Und so geschah es auch.

Die böse Mutter und das falsche Schwesterlein waren sehr erstaunt, als das verlassene Margretlein

wieder aus dem Wald zurückkam. Aber die Mutter ſagte: „Wir müſſen es zum dritten Male verſuchen. Aller guten Dinge ſind drei.“

Sie gingen alſo zum dritten Male in den Wald und verließen dort das arme Margretlein. Margretlein hatte ſeine Taſchen mit Hanfſamen gefüllt, denn Sägemehl und Spreu hatte es nicht mehr, und ſtreute ihn vor ſich hin. Als es aber auf der Spur zurückgehen wollte, da hatten die Waldvögelein alle Samenkörner aufgepickt, und Margretlein mußte im wilden Wald bleiben.

Als es Abend wurde, ſprach die Kleine: „Ich will auf einen Baum ſteigen und mich umſchauen. Vielleicht ſehe ich ein Dorf oder ein Haus, wo ich nächtigen kann, daß mich die Bären und die Wölfe nicht freſſen.“ Da ſtand eine hohe Tanne. Ihre Äſte reichten faſt bis auf den Boden herab alſo, daß Margretlein wie auf Leiterſproſſen hinanſteigen konnte. Als es den Gipfel erklommen hatte, ſah es zu ſeiner Freude nicht allzufern eine Rauchwolke aufſteigen. Es machte, daß es wieder auf den Erdboden kam und ging auf die Rauchſäule zu. So gelangte Margretlein an ein kleines Haus, darinnen wohnte ein Erdkühlein, ſonſt kein Menſch.

Das Erdkühlein schaute aus dem Schiebfenster und fragte: „Wer bist du, und was ist dein Begehr?“

„Ach,“ sprach Margretlein, „ich bin ein armes, verirrtes Kind und bitte um Obdach, denn wenn ich Nachts im Wald bleibe, kommen die wilden Tiere und fressen mich.“

Da schob das Erdkühlein den Riegel der Tür zurück und hieß die Kleine eintreten. Dann mußte Margretlein erzählen, wie es ihm gegangen. Und das gute Erdkühlein sprach: „Du kannst hier bleiben und bei mir wohnen, so lange du willst. Morgens und Abends mußt du mich melken, und die Milch kannst du trinken. Aber hüte dich wohl mich zu verraten. Niemandem, auch nicht deiner Schwester, dem Änneli darfst du sagen, bei wem du wohnst. Hast du mich verstanden?“

Da blieb Margretlein bei dem Erdkühlein und führte ein stilles Leben. Morgens und Abends molk sie das Kühlein, trank die Milch und war zufrieden.

Als sie schon ein paar Tage bei dem Erdkühlein wohnte, kam dieses eines Abends nach Hause und brachte ein großes Bündel mit, das ihm zwischen die Hörner gebunden war. O Wunder!

Das Bündel enthielt Seide und Samt, Nadel, Schere und Fingerhut. Auch die neueste Nummer der Modezeitung lag dabei.

„Du gutes Erdkühlein," rief Margretlein, „woher haſt du all' die Herrlichkeiten?"

Aber das Erdkühlein ſchwieg, und daher kommt es, daß auch der, welcher dieſe Geſchichte erzählt, nicht weiß, wie das Erdkühlein zu den ſchönen Sachen gekommen.

Margretlein breitete die herrlichen Stoffe aus, fädelte die Nadel ein und ſchnitt und nähte, bis ein prächtiger Anzug fertig war, ein Anzug, deſſen ſich keine Prinzeſſin hätte zu ſchämen gebraucht.

Unterdeſſen ſaß die böſe Stiefmutter mit ihrem Ännlein zu Hauſe und freute ſich, daß ſie das Margretlein los war. Ännlein aber war nicht ganz ſo ſchlimm wie die Mutter. Sie dachte oft an das verlorene Schweſterlein, mit dem ſie ſo ſchön geſpielt hatte, und eines Morgens, als die Mutter ausgegangen war, lief ſie in den Wald, um Margretlein zu ſuchen oder wenigſtens eine Spur von ihm zu finden. Die Wölfe hatten das Kind wohl längſt aufgefreſſen, aber die Beinlein mußten doch im Wald herumliegen. Die wollte Ännlein zuſammenklauben und begraben.

Ännlein lief den ganzen Tag im Wald herum, konnte aber keine Spur von dem verlorenen Schwesterlein finden. Endlich kam sie an das Haus, wo das Erdkühlein wohnte. Margretlein saß am Fenster, weil es aber in Samt und Seide gekleidet war, erkannte es die Schwester nicht. Sie trat herzu und bat um Obdach.

„Nein," entgegnete Margretlein, „ich mache dir nicht auf. Mein Herr hat es mir streng verboten. Und wenn er erfährt, daß ich ungehorsam gewesen bin, schlägt er mich."

Da fing Ännlein an bitterlich zu weinen und bat so lange, bis Margretlein sie einließ. Jetzt erkannte Ännlein die Schwester und frug alsbald: „Nun sage, wer ist dein Herr, bei dem du wohnst?"

„Der Wolf," antwortete Margretlein.

„Das magst du einem anderen weiß machen," sprach Ännlein. „Der Wolf hätte dich längst aufgefressen."

„Nein, es ist der Bär."

„Dummes Ding! Mit solchen Lügen darfst du mir nicht kommen. Der Bär hätte dich längst mit seinen Tatzen zerrissen."

Da schämte sich Margretlein, daß es zweimal auf Lügen ertappt worden war und erzählte alles

von dem Erdkühlein. „Aber nun geh', liebes Ännlein und erzähle keiner Menſchenſeele, was ich dir geſagt habe.“ Ännlein verſprach zu ſchweigen und ging mit Milch gelabt und reich beſchenkt.

Als Ännlein nach Hauſe kam, erzählte ſie alles ihrer Mutter, und das argliſtige Weib ſprach: „Morgen wollen wir ſelbander in den Wald gehen und das Margretlein ſamt dem Erdkühlein mit uns führen.“

Abends kam das Erdkühlein ſehr traurig nach Hauſe und ſprach zu Margretlein: „Wehe mir! Du haſt mich deiner ungetreuen Schweſter vermeldet, und wehe auch dir, denn deine guten Tage ſind vorbei. Morgen wird deine Mutter und deine Schweſter kommen und uns beide wegführen. Mich werden ſie ſchlachten, und für dich beginnt wieder eine ſchwere Zeit. Nun merk' auf, was ich dir ſage. Wenn es ſo weit iſt und ich geſchlachtet bin, ſo tritt du zu dem Metzger und bitte ihn um meinen Schwanz, eines meiner Hörner und eines meiner vier Schühlein. Und wenn du die drei Dinge haſt, ſo pflanze den Schwanz in die Erde, ſtecke oben darauf das Horn und auf das Horn das Schühlein. Dann harre drei Tage und ſieh dann nach, was aus den Dingen geworden iſt.“

Es geschah alles so, wie das Erdkühlein es vorausgesagt hatte. Am nächsten Tag kam die böse Stiefmutter mit Ännlein und führte Margretlein und das brave Erdkühlein mit sich fort. Dann kam der Metzger ins Haus und schlug das Kühlein. Margretlein aber, wie ihm befohlen war, bat um die drei Dinge und erhielt sie. Es pflanzte den Schwanz des Erdkühlein vor das Haus in die Erde, hing Horn und Huf darüber und harrte drei Tage. Da stand vor dem Haus ein herrlicher Apfelbaum, der trug goldgelbe Äpfel mit roten Backen. So etwas Schönes war noch nie gesehen worden.

Lange Zeit war vergangen. Margretlein war eine schöne Jungfrau geworden mit langen, goldenen Haaren. Da kam eines Tages der König des Landes mit vielen glänzenden Rittern an dem Haus vorübergezogen, wo Margretlein unter ihrem Apfelbaum saß. Neben dem König aber ritt sein Sohn. Der war schon lange siech, und kein Arzt konnte ihm helfen.

Als Margretlein den Reiterzug erblickte, stand sie auf und ging in das Haus, denn sie schämte sich ihrer schlechten Kleider; die Kleider aus Seide und Samt, die sie dem Erdkühlein verdankte, trug jetzt das ungetreue Ännlein.

Als der Königssohn die Äpfel an dem Baum erblickte, sprach er: „Lieber Vater. Wenn ich von diesen Äpfeln äße, würde ich von Stund an genesen."

Da rief der König: „Heda, ihr Leute, denen der Baum gehört, gönnt uns ein paar von euren Äpfeln; ich zahle euch dafür, was ihr wollt."

Und siehe, da trat das falsche Ännlein aus der Tür und wollte die Äpfel brechen, aber die Äste schnellten zurück, so hoch, daß Ännlein keinen einzigen Apfel erreichen konnte.

Jetzt kam die Mutter. Sie machte einen tiefen Knicks vor dem König und seinem Sohn und reckte den Arm, um einen Apfel zu pflücken. Aber die Zweige wichen noch weiter zurück, und all ihr Mühen, einen Apfel zu brechen, war vergeblich.

„Wo ist das schöne Mädchen, das unter dem Baum saß?" fragte der Königssohn. „Holt sie herbei! Vielleicht gelingt es ihr, einen Apfel zu pflücken."

Da brachten sie das Margretlein, und wie sie die Hand nach den Äpfeln ausstreckte, da neigten sich die Zweige tief, und sie pflückte ihre ganze Schürze voll Äpfel und reichte sie dem Prinzen.

Der Königssohn biß in einen der Äpfel. Da

röteten sich seine bleichen Wangen, und als er den Apfel ganz verzehrt hatte, sprang er leicht von seinem weißen Roß und ergriff Margretlein bei der Hand.

„Herr Vater," sprach er zu dem König, „der Apfel hat mich gesund gemacht. Wenn aber diese Jungfrau nicht mein Weib wird, so werde ich wieder sterbenskrank, und nichts kann mir mehr helfen. Willst du meine Frau werden, Margretlein?"

Was wollte der König machen? „Bist du's zufrieden, Margretlein," sprach er, „so bin ich's auch."

„Ja," sagte Margretlein, „aber meinen Apfelbaum muß ich mitnehmen."

„Das sollst du," sprach der gute König.

Da hoben sie Margretlein auf ein prächtig gezäumtes Roß und ritten der schimmernden Königsstadt zu. Der ausgegrabene Apfelbaum wurde auf einem Wagen nachgeführt.

Margretlein wurde des Königs Schwiegertochter und nach seinem Tod Königin.

Das ungetreue Ännlein aber sitzt noch immer bei seiner bösen Mutter und wartet auf einen Königssohn oder etwas dergleichen.

Die kann lange warten.

Entenſchnabel

„Nachbar, warum hackt Ihr den ſchönen Nußbaum um?“ fragte den Maurer Peter ein alter Bauer.

„Er macht zuviel Schatten.“

„Ei warum nicht gar! Den ſchwarzen Rettichen, mit denen Ihr Euren Abendtrunk würzt, ſchadet der Schatten nichts.“

Damit hatte der Mann freilich recht, aber jenſeits des Zaunes lag ein Beet, darauf blühten Aurikeln und Maßliebchen, die konnten den Schatten nicht vertragen, und die ſchöne Eva, der das Blumenbeet zu eigen war, hatte geſagt: „Nachbar, wenn Ihr den alten Baum ſchlagen wolltet, ich weiß nicht, wie ich Euch das danken ſollte.“ Darum mußte der Baum ſterben. Der Maurer Peter ſchwang die Holzaxt mit jugendſtarken Armen, und die Splitter flogen umher.

„Kernfaul iſt er auch,“ ſprach Peter wie zur

Beruhigung. „Über kurz oder lang hätte ihn der Wind gestürzt, und wer weiß, was für Schaden er noch angerichtet hätte. Ja, es war hohe Zeit.“

Der Baum ächzte und neigte sich zur Seite. Da stand vor dem jungen Maurer ein winziges Männlein mit erdfahlem Gesicht und langem Graubart.

„Habe Dank, mein Freund,“ sprach der Wicht, „du hast mich aus meinem Gefängnis erlöst. Das soll dir wohl vergolten werden. Einst wohnte ich in diesem Haus, bald im Keller, bald unter dem Dach, wie es mir gefiel. Da brachten sie eines Tags einen schwarzen Mann ins Haus, der trug einen großen Hut und war ein Jesuiter. Und der Jesuiter rief mich, und ich mußte folgen. Da bannte er mich in diesen Baum und verwahrte den Spalt also, daß ich nicht heraus konnte und lange Jahre harren mußte, bis deine Axt mich erlöste. Nun bin ich wieder ledig, und mein erstes Geschäft soll sein, daß ich dich belohne für den großen Dienst, den du mir geleistet hast. Drei Wünsche darfst du tun, und ich muß sie dir gewähren. Übereile dich aber nicht; wir haben Zeit. Ich werde mir einen Winkel in deinem Haus aussuchen und darin verweilen, bis du mich nicht

mehr brauchst. Hast du meine Hilfe aber nötig, so rufe mich. Mein Name ist „Entenschnabel“.

So sprach das Männlein, und dem anderen kam es vor, als ob es blasser und blasser werde. Darum rief er ihm zu: „Verschwindet noch nicht, Herr Entenschnabel. Drei Wünsche, sagt Ihr, sollen mir erfüllt werden. Erlaubt, daß ich gleich auf der Stelle den ersten ausspreche. Ich will, daß des reichen Müllers Eva, die ich gern habe, meine Frau wird.“

„Das war der erste Wunsch,“ sprach Entenschnabel und verschwand. Durch den Nachbargarten aber kam der dicke Müller geschritten und ging geradeswegs auf den Zaun los, hinter dem Peter, der Maurer, stand.

„Was macht Ihr für Zeug?“ rief der Müller. „Warum habt Ihr den schönen Nußbaum geschlagen? Nachbar, es wird Zeit, daß Ihr eine verständige Frau ins Haus bekommt, Ihr richtet sonst noch mehr Unheil an. Der schöne Baum!“

„Wo soll ich die Frau hernehmen, Nachbar?“ entgegnete kleinlaut der Maurer.

„Ihr seid ein Narr,“ war des Müllers Antwort. „Dirnen gibt's die schwere Menge. Tut nur die Augen auf.“

Ach, die Augen hatte der gute Peter längst aufgetan, und in der Haustür des Müllers einen blauen Weiberrock und zwei weiße Hemdärmel entdeckt. Jetzt tat er auch den Mund auf. „Wollt Ihr mir sie geben, Nachbar?“

„Mit Freuden und vorläufig, das heißt bis zu meinem Tod — ich will aber noch lange nicht sterben — eine Metze Kronentaler als Heiratsgut.“

Eva ward herbeigerufen, und über das Gartenstaket gab sie ihrem Peter den Verlobungskuß.

Am Tag nach der Hochzeit saßen die beiden jungen Gatten im Garten auf dem gefällten Nußbaumstamm und sagten sich Worte der Liebe.

„Wenn ich nur wüßte,“ sprach Eva, „wie du den Alten herumgekriegt hast. Er war dir gar nicht grün und hat dich mehr als einmal ein armes Steinklopferle geheißen.“

„Das hat mein Freund Entenschnabel gemacht,“ antwortete Peter, und dann erzählte er sein Abenteuer.

„Schade um den ersten Wunsch,“ meinte Eva. „Ich wäre auch ohne die Hilfe des Wichtes dein Weib geworden. Nun haben wir nur noch zwei Wünsche und einen davon überläßt du mir. Gelt, Peter?“

„Frau, mir iſt nicht ganz wohl zu Mute. Ich weiß eine Geſchichte von einem jungen Paar. Die hatten auch drei Wünſche, und als ſie ſie getan hatten, beſaßen ſie eine Bratwurſt und ſonſt nichts.“

Eva aber bat weiter und verſprach die größte Vorſicht beim Wünſchen. Da gab Peter nach.

„Entenſchnabel,“ rief er, „ich will, daß meiner Frau ein Wunſch freiſteht.“

„Das war der zweite Wunſch,“ ſprach die Stimme des Hausgeiſtes, „der dritte und letzte gehört deinem Weib.“

„Das werde ich dir nie vergeſſen, du lieber Mann,“ ſprach Eva, „und du wirſt ſehen, wie verſtändig ich wünſche. Wir brauchen noch mancherlei im Haushalt, und das verſteht die Frau doch beſſer als der Mann.“

Und dann gingen ſie ins Haus und ſetzten ſich zum Abendbrot. Zum Abendbrot erſchien auch der Müller. Er machte ſeinem Schwiegerſohn den Vorſchlag, bei ihm auf der Mühle zu arbeiten, bis er wieder bei einem Bau Beſchäftigung gefunden, und Peter war das zufrieden.

Ein paar Tage nach dieſer Begebenheit war ein ungewohntes Treiben im Dorf. Hörner ſchmetterten, Roſſe wieherten, und Waffen raſſelten. Ein

Trupp Reiter, die nach der Reichsstadt zogen, wo das kaiserliche Feldlager aufgeschlagen war, ritt in das Dorf ein. Der Hauptmann und seine Offiziere trugen wallende Federn auf den Hüten und bunte Seidenwämser, die Reiter aber blanke Eisenhauben und gelbe Lederkolette.

Eva lag am Fenster und konnte sich nicht satt sehen an dem herrlichen Schauspiel. Als letzte im Zug kam auf einem kleinen, dickköpfigen Pferd geritten ein Weibsbild in rotem Rock, das war die Marketenderin. Und die Marketenderin warf ihre schwarzen Augen herum und sang:

„Mein Schatz ist ein Reiter,
Ein Reiter muß sein.
Das Roß ist dem Kaiser,
Der Reiter ist mein. —

Mein Schatz ist so g'schmeidig,
Mein Schatz ist so nett,
Und die Leut' sind so neidig
Und gönnen mir'n net."

„Ich gönn' dir deinen Schatz," lachte Eva, „der meinige ist mir lieber," und dabei schlang sie den Arm um den braunen Hals ihres Mannes und küßte ihn.

Die Reiter zogen auf den Platz vor der Kirche. Dort machten sie halt und saßen ab. Das Ge-

ſchwader ſollte einige Tage Raſt halten. Die Männer und die Burſchen ſahen ſauer drein, und die Unglücksraben beiderlei Geſchlechts weisſagten üble Dinge; es ſchien aber, als ob der Beſuch Fährlichkeiten nicht bringen ſollte. Die Reiter verzehrten dankbar die reichliche Atzung, die ihnen vorgeſetzt wurde, das Stroh aber und das Futter für die Pferde bezahlten ſie gut alſo, daß mancher, der ſeine aufgeſparten Vorräte noch nicht an den Mann gebracht hatte, des Beſuches froh ward. Auch Peter, oder vielmehr ſein Schwiegervater, der Müller, hatte ſeinen ſämtlichen Hafer zu gutem Preiſe an das Kriegsvolk verhandelt.

Ja, die Reiter! Die Burſchen des Dorfes waren auch hübſche, geſunde Leute, aber ſie gingen einher mit gebogenen Knieen, machten Katzenbuckel und trugen Werktags ſchmutzige Kittel. Die Reiter aber gingen ſtets aufrecht und reckten die Naſe in die Höhe, als ob die Welt ihnen gehöre. Und alles hatte Reſpekt vor ihnen; der Schultheiß und ſogar der geſtrenge Herr Amtmann zog den Hut, wenn einer der Anführer des Geſchwaders vorüber ging oder ritt, und der Edelmann vom Schloß ritt beſcheiden zur Linken des Hauptmanns, der ſein Gaſt war.

Eva ſtand am Backtrog und mengte Kuchenteig. Es ging ihr manches durch den Sinn, und es waren keine guten Gedanken. Sie wollte, um ſich zu zerſtreuen, ein Lied ſingen, und ohne daß ſie es wollte, ſang ſie:

„Mein Schatz iſt ein Reiter“ . . . . .

Nein, ihr Schatz war kein Reiter. Er ſchirrte eben den dicken Müllerſchimmel an einen Miſtkarren, und Eva rümpfte die Naſe und ſchloß das Fenſter. „Mein Schatz iſt ein Reiter,“ ſang ſie wieder, aber ſie kam nicht weiter in ihrem Geſang. Denn plötzlich unterbrach ſie ihn und rief zaghaft: „Entenſchnabel, ich möchte“ . . . . .

„Was iſt dein Begehr?“ ließ ſich des Hausgeiſts Stimme vernehmen.

Eva atmete tief. „Entenſchnabel,“ ſprach ſie endlich, „ich wünſche, daß mein Mann ein Reiter ſei.“

„Das war der dritte und letzte Wunſch!“ rief Entenſchnabel, und dann war es ſtille im Gemach.

In dem Hof aber waren vier Reiter in Wehr und Waffen eingetreten und fragten nach dem Müller.

„Der ſchüttet Korn auf,“ entgegnete Peter.

„Aber ich bin ſein Schwiegerſohn und ſtehe an ſeiner Statt.“

„Aha, du biſt der Vogel, den wir ſuchen,“ ſagte einer von den vieren, der wohl ein Gefreiter oder etwas Ähnliches war. „Du haſt dem Herrn Hauptmann Tollhafer verkauft, und ſein beſtes Pferd iſt gefallen. Du mußt mit uns kommen und ſollſt froh ſein, wenn es nicht zu einem luſtigen Haus geht, wo des Seilers Tochter auf den Bräutigam harrt. Faßt ihn und bindet ihn!“

Aber Peter war ein ſtarker Mann. Die beiden Reiter, die ihm feindlich nahten, warf er um, daß ſie ſich im Hof überſchlugen, dann ſchrie er mit mächtiger Stimme: „Nachbarjoh!“ Und die Nachbarn kamen, aber ſie regten keine Hand zu Peters Rettung, neugierig ſtanden ſie im Kreis umher und warteten des Kommenden. Der arme Peter war bald überwältigt und gebunden. Dann ſchirrten die Soldaten den Mühlenſchimmel vom Wagen und zogen ab mit dem Gebundenen und dem Roß.

„Entenſchnabel,“ ſchrie in Verzweiflung die junge Frau, die vom Fenſter aus alles angeſchaut hatte, „Entenſchnabel, hilf!“ Aber ſie vernahm nichts als ein leiſes Kichern.

Peter kam an diesem Tag nicht nach Hause und am folgenden Tag auch nicht. Der reiche Müller bot viel Geld für die Freilassung des Tochtermanns; das Geld nahm der Herr Hauptmann, aber den Peter behielt er. Auch die arme Eva machte sich auf den Weg und bat den Hauptmann kniefällig, er möge ihr den Gatten freigeben. Der Hauptmann zeigte sich willfährig, aber die Bedingung, die er an die Freigebung knüpfte, trieb Eva das Blut in Wange und Stirne, und trostlos ging sie von dem Hauptmann.

Fast eine Woche verging ihr unter Not und Angst. Wohl hundertmal rief sie den Namen des Geistes Entenschnabel, aber Entenschnabel ließ sich weder hören noch sehen.

Da schmetterten eines Morgens die Hörner des Reiterhaufens, und es hieß: „Sie ziehen ab." Nun mußte wohl Peters Schicksal bekannt werden. Eva stand erwartungsvoll am Fenster.

Die Reiter zogen wirklich ab. Der glänzende Zug, der Hauptmann voran, ritt durch die enge Dorfgasse, und unter mancher Tür stand ein verweintes Mädchen und sah den Abziehenden nach.

Zuletzt kam das freche Weibsbild, die Marketenderin, und wieder sang sie: „Mein Schatz ist

ein Reiter“ . . . . . Dabei aber heftete ſie ihre Teufelsaugen auf den Reiter, der neben ihr ritt. Er trug das Lederkoller und die Eiſenhaube mit Anſtand, aber ſein Antlitz ſah wüſt aus wie das eines Mannes, der eine durchſchwärmte Nacht hinter ſich hat, auf ſeinem dicken Schimmel ſaß er ein wenig unbeholfen.

Und Eva kannte Roß und Reiter.

Als Peter ſein weinendes Weib am Fenſter ſah, zog er den Zügel an und wollte abſitzen, aber zwei Reiter, einer rechts, der andere links, ließen das nicht zu und zogen das widerſtrebende Roß weiter. Und der Haufen ſang:

„Nun geht es ins luſtige Weſtſchland hinein,
Da blüh'n die ſchönſten Mädel, da wächſt der beſte Wein,
Da fehlt es nicht an Beute und nicht an barem Geld,
Drum iſt das Reiterleben das ſchönſte auf der Welt.“

Ach Entenſchnabel, Entenſchnabel!

Zwei Kindermärchen aus dem Volksmund

I.

In der Kirche hinter dem Altar versteckt stand ein Topf mit Fett; den besaßen die Katze und die Maus gemeinschaftlich, und gemeinschaftlich wollten sie seinen Inhalt auch verzehren; das war ausgemacht und beschworen.

Eines Tages sprach die Katze zu der Maus: „Morgen bin ich zur Kindtaufe geladen.“ Sie blieb den ganzen Tag aus, und als sie Abends nach Hause kam, fragte die Maus: „Wie heißt denn das Kind?“

„Hautab,“ antwortete die Katze.

„Ein sonderbarer Name!“ sagte die Maus.

Es dauerte gar nicht lange, so ging die Katze wieder zur Kindtaufe. Als sie von dem Fest nach Hause gekommen war, fragte die Maus wiederum: „Wie heißt denn das Kind?“

„Halbaus," entgegnete die Katze.

„Was das für ein sonderbarer Name ist!" sagte die Maus.

Wieder war die Katze zur Kindtaufe geladen, und als die Maus nach dem Namen des Kindes fragte, sagte die Katze: „Das Kind heißt Ganzaus."

„Ganzaus, ein merkwürdiger Name!"

Eines Tages meinte die Maus, es sei Zeit, einmal nach dem Fetttopf in der Kirche zu sehen, und als dies geschah, da war der Topf leer.

„O du ungetreue Katze!" rief die betrogene Maus.

„Das waren also die Kinder Hantab, Halbaus und Ganzaus. Du hast mich schmählich betrogen, du hinterlistiges Tier!"

„Was," rief die Katze, „verschimpfieren willst du mich? Das will ich dir vertreiben," sprang zu und fraß die Maus.

II.

Es war einmal ein Mann, der pflügte auf dem Dach. Da fand er einen kleinen Schlüssel, und wie er weiter hinter dem Pflug schritt, fand

er auch ein kleines Käſtchen, in welches der Schlüſſel paßte. Der Mann ſchloß auf. In dem Käſtchen aber befand ſich ein klimper, klimper, klimperkleines Häuschen. Darin wohnte ein klimper, klimper, klimperkleines Frauchen; das hatte in einem klimper, klimper, klimperkleinen Ställchen ein klimper, klimper, klimperkleines Kühchen. Da nahm das klimper, klimper, klimperkleine Frauchen ein klimper, klimper, klimperkleines Melkſtühlchen, ſetzte ſich unter das klimper, klimper, klimperkleine Kühchen und melkte in ein klimper, klimper, klimperkleines Milcheimerchen ein klimper, klimper, klimperkleines Tröpfchen Milch. Hierauf ging das klimper, klimper, klimperkleine Frauchen aus dem klimper, klimper, klimperkleinen Ställchen, um etwas zu holen. Da kam ein klimper, klimper, klimperkleines Kätzchen und trank das klimper, klimper, klimperkleine Tröpfchen Milch. Aber da kam das klimper, klimper, klimperkleine Frauchen in das klimper, klimper, klimperkleine Ställchen zurück und rief mit lauter gewaltiger Stimme: „Katz!“

Der Eſel und der Kritiker

Im Hof des jungen Bildhauers war ein Kunſtwerk ausgeſtellt, ein ſich bäumendes Roß, welches von einer herrlichen Jünglingsgeſtalt am Zügel gehalten wurde. Die Skulptur war nur ein Tonmodell, das ſpäter, in Erz ausgeführt, einen Brunnen zieren ſollte. Aber der berühmte Kritiker, Doktor Schmierer, hatte im Feuilleton des Tageblatts verſichert, das Modell und der Karton ſeien weit intereſſanter und mehr wert als das ausgeführte Kunſtwerk.

Das ſprachen ihm nun alle nach, ſtanden um die Gruppe herum und flüſterten: Reizend, magniſik, ſchneidig, koloſſal und dergleichen.

Da ſtand auch der Doktor Schmierer, hatte neben ſich ſeine ſchöne, junge Frau und Notizbuch und Bleiſtift in der Hand. Die Leute wußten zwar, daß ſie ſeine Kritik morgen im Tageblatt zu leſen bekommen, aber es iſt ſo intereſſant, einen

gottbegnadeten Rezenſenten beim Schaffen zu belauſchen, darum drängten ſie ſich heran und nahmen an dem Kritiker faſt mehr Intereſſe als an dem Werk des Bildhauers.

„Sieh einmal, Elimar,“ ſagte da die junge Frau, „ſieh einmal den niedlichen, kleinen Eſel“ und wies mit dem Sonnenſchirm nach einem Langohr, der, an einen kleinen Wagen geſpannt, nicht weit von den Brunnenfiguren ſtand.

„Das iſt ein liebenswürdiger Scherz unſeres Künſtlers,“ ſagte der Kritiker, „aber,“ hier zog er die Augenbrauen zuſammen, „ein nicht ganz gelungener Scherz. Trägt ein Eſel ſo den Hals? Trägt er die Ohren wie ein Stallhaſe? Hat der Eſel ein ſolches Kreuz? Nimmermehr. Der Eſel iſt mißlungen, ganz mißlungen.“

Hier bewegte der Eſel ſeine Ohren nach dem Kritiker hin, tat ſeinen Mund auf und ſprach: „Lieber Kollege, ich bin kein Kunſtwerk, ich bin ein lebendiger Eſel mit Fleiſch und Blut, Haar und Haut. Aber ich weiß doch nunmehr, wo es mir fehlt. Großen Dank, lieber Kollege!“

Eine Weihnachtsgeſchichte

Es war einmal ein gelehrter Profeſſor. Der ſaß zur Abendſtunde in einem weiten Gemach mit tiefen Fenſterniſchen und einer gewölbten, ſtark angerauchten Decke, von welcher ein vielarmiger Eiſenleuchter herabhing. Letzterer verbreitete aber kein Licht; dieſes quoll aus einer großen, grün geſchirmten Lampe, und dazu flammte aus dem Ofen dunkelroter Feuerſchein, aber im Zimmer war es düſter trotz der zwiefachen Lichtquelle. Faſt bis an die Decke hinan reichten hohe Geſtelle, und auf dieſen ſtanden mächtige in Schweinsleder gebundene Folianten und handliche Bücher mit abgegriffenen Deckeln, daneben Tongefäſſe, blaugrün angeroſtete Bronzen und allerlei Dinge, welche der gemeine Mann Gerümpel zu nennen pflegt.

An dem von der Lampe beleuchteten Tiſch, über Bücher und Papier gebeugt, ſaß der Ge-

lehrte, ein Mann mit hoher Stirn und blaſſem Angeſicht. Er iſt auch Schriftſteller, und was er ſchreibt, hat Hand und Fuß. Gegenwärtig arbeitet er an einem Buch über des Volkes Glauben und Aberglauben, über ſeine Sitten, Gebräuche, Feſte und dergleichen. Er geht der Sache auf den Grund. Aus Kinderreimen ſtellt er uralte Zauberſprüche her, die Waldweiblein und die neckiſchen Kobolde wandelt er in Licht- und Schwarzalfen, und aus den Unholden, die beim Wechſel der Jahreszeiten umherziehen, ſchält er die alten Götter der Walhalla hervor. Daß er gerade heute am Weihnachtsabend an dem Kapitel arbeitete, welches das Julfeſt unſerer heidniſchen Ahnen behandelt, iſt kein Zufall. Er hat ſich dieſe Arbeit für den Abend zurechtgelegt und begeht ſo die Feier unſeres fröhlichſten Feſtes. — Jeder nach ſeiner Art.

Mit dem Arbeiten wollte es aber nicht recht gehen. Die Feder ſchien bleiſchwer zu ſein, denn der Gelehrte legte ſie immer wieder aus der Hand und richtete ſeine Augen auf einen alten Armſtuhl oder vielmehr auf das buntgeſtickte Kiſſen, welches den Lederſeſſel zierte, wie eine fremdländiſche Blume einen Schutthaufen.

Von dem Kiſſen glitt ſein Blick auf zwei kleine

Männchen, die auf einem Bücherbrett ſtanden und ſich unter den Folianten drollig genug ausnahmen. Der eine war ein aus Papier und Baumwolle gefertigter Biſchof mit Inful und Krummſtab, der andere ein ſchwarzer Unhold mit langer, roter Zunge, Sankt Nikolaus und ſein Knecht. Schließlich haftete das wandernde Auge des einſamen Mannes auf einer großen Schachtel, die er in der Dämmerung unter dem Mantel ins Haus getragen hatte, und da dieſe Schachtel erſt geöffnet wird, wenn die Geſchichte aus iſt, ſo ſei hiermit verraten, daß ſie Weihnachtsgeſchenke, Spielzeug, Bilderbücher und Näſchereien enthält.

Für wen?

Ja, für wen? da muß ich ein wenig weiter ausholen.

Als der Gelehrte die Zimmer bezog, die er jetzt bewohnte, vertraute er deren Säuberung und die Beſorgung verſchiedener Bedürfniſſe der Frau an, deren Mietsmann er geworden. Das war eine Witwe, die ein beſcheidenes Einkommen und eine ganze Stube voll Kinder hatte. Das älteſte war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, namens Eliſabeth, das jüngſte ein wilder bräunlicher Burſche, der noch mit einer Schiefertafel mit an-

gehängtem Schwamm zur Schule ging und zu Hause seine Freistunden meistens damit ausfüllte, daß er auf der Treppe lärmte oder auf dem Geländer rittlings zu Tal fuhr. Das Gepolter des Kleinen aber war der Anknüpfungspunkt geworden für einen befreundeten Verkehr zwischen dem Mietsmann und der Familie. Als nämlich eines Tags der in seiner Arbeit gestörte Gelehrte mit gefurchter Stirn eine Treppe höher stieg, um den Störenfried bei seiner Mutter zu verklagen, traf er statt der letzteren die schöne Elisabeth an. Da verlor er den Mut, als Ankläger aufzutreten.

Stotternd sprach er etwas vom Wetter und vom Wind, belobte heuchlerisch die Munterkeit des Knaben und bat schließlich um eine Schachtel Zündhölzer, mit der er wieder in seine Bücherei hinabstieg, — und die kluge Leserin merkt etwas.

Es blieb nicht bei diesem einen Besuch. Der einsame Mann hatte auf einmal allerlei Bedürfnisse, die er früher nicht gekannt hatte, und es verging selten ein Tag, ohne daß er an die Türe der Witwe geklopft hätte. Im oberen Stock kam man seinen Wünschen sehr gerne nach, und der Gelehrte bewies sich dankbar, indem er dem zweiten Sohn, der sich des Studiums der Alten befliß,

bei ſeinen griechiſchen und lateiniſchen Überſetzungen ausgiebige Hilfe leiſtete und den jüngeren Geſchwiſtern allerhand kleine Geſchenke machte. Mit der ſchönen Eliſabeth ſprach er nur wenig, den Kindern aber erzählte er Märchen und ſchauerlich ſchöne Geſchichten von Seefahrern, Rieſenſchlangen und Menſchenfreſſern. Für die Kinder war auch der Inhalt der großen Schachtel beſtimmt. Die wollte er ſpäter heimlich die Treppe hinauftragen und vor die Tür des Zimmers ſtellen, in welchem das kleine Volk um den Weihnachtsbaum jubelte.

Der Leſer weiß nunmehr auch, welche Hand das Kiſſen geſtickt hatte, das der einſame Mann jetzt wieder angelegentlich betrachtete. Es trug ein von Blumen umranktes E, und er wußte nicht, ſollte das „Ernſt“, dies war ſein Vorname, oder „Eliſabeth“ heißen. Er ſtrich ſich mit der Hand über die hohe, weiße Stirn und lächelte vor ſich hin. Es war ein gar liebliches Bild, welches an ſeiner Seele vorüberzog, aber er ſchüttelte den Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er etwas auslöſchen wolle.

In den Büchern, die er hier angehäuft hatte, wohnten ſtarke Geiſter, und der Einſame verkehrte

mit ihnen wie mit seinesgleichen, aber sie hielten ihn vom sonnigen Leben zurück, und wenn er einmal versuchte, sich unter den Kindern der Welt zu bewegen, so war er linkisch und ängstlich, zumal wenn die Kinder der Welt blaue Augen und blonde Zöpfe hatten.

„Guten Abend," sagten da zwei Männerstimmen zu gleicher Zeit, und zur Tür herein traten zwei seltsame Gestalten, die genau so aussahen wie die beiden Figuren auf dem Büchergestell.

„Guten Abend, Professor," sagte der noch einmal, welcher wie ein Bischof gekleidet war. „Du erlaubst doch, daß wir uns bei dir wärmen? Es ist kalt draußen."

Der Angeredete schaute verwundert bald den einen, bald den anderen an. „Darf ich fragen, wer mich mit seinem Besuch beehrt?"

„Das solltest du eigentlich wissen," sagte Sankt Nikolaus, „du bist ein gelehrter Mann und läßt dich durch keine Vermummung täuschen. Nun gib einmal acht; jetzt legen wir ab." Und plötzlich stand vor dem Erstaunten statt des weißbärtigen Bischofs ein gewaltiger, einäugiger Mann, dessen Haupt von einem breiten Hut beschattet war. „Kennst du mich jetzt?" frug der seltsame Gast.

Der Gelehrte verbeugte ſich tief. „Ihr ſeid Wodan, und dann iſt Euer Begleiter kein anderer, als der ſchlimme Loke.“

„Gefehlt,“ ſprach der zweite und trat einen Schritt vor, daß das Haus zitterte. Er hatte jetzt einen flammenroten Bart und ſprühende Augen; im Gürtel trug er einen Hammer.

„Aſathor,“ rief der Profeſſor, „und nicht Loke! Wie man ſich doch täuſchen kann! Erlaubt, daß ich dieſen Irrtum ſofort berichtige.“ Er kehrte ſich zu ſeinem Schreibtiſch, aber Thor ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch, daß das Tintenfaß einen Sprung tat und einen ſchwarzen Bach über das Manuſkript goß.

„Thor,“ ſagte Wodan mißbilligend, „wirſt du nie Lebensart lernen? Bedenke, daß wir bei einem Mann zu Gaſt ſind, der uns wohl will.“ Da brummte Thor etwas in ſeinen Bart und trocknete die Tinte mit ſeinem Ärmel auf.

„Was den ſchlimmen Loke anbetrifft,“ fuhr Wodan fort, „ſo haſt du nicht ganz unrecht, weiſer Profeſſor, denn auch er iſt in meinem Gefolge; der hält draußen vor der Tür mit Thors Wagen. Übrigens iſt er nicht mehr ſo arg; das Unglück hat ihn zahm gemacht. — Nun merk auf! Du

biſt ein braver Mann, du nimmſt dich unſer an und belehrſt das undankbare Menſchenvolk, wer eigentlich hinter ſeinen albernen Spukgeſtalten ſteckt. Darum haben wir beſchloſſen, dich einmal zu beſuchen und dir zu danken. Wären noch die guten, alten Zeiten, ſo hätten wir auch ein Gaſtgeſchenk mitgebracht, aber wir ſind arme, entthronte Aſen, und das Rheingold iſt uns längſt durch die Finger gelaufen. Eine kleine Aufmerkſamkeit wollen wir dir aber doch erzeigen, ſobald wir vollzählig ſind. Wo ſie nur bleiben mag?"

„Daß doch die Weiber nie zur rechten Stunde fertig werden können!" grollte der ſtarke Thor. „Vertreiben wir uns die Zeit, ſo gut es geht. Haſt du nichts zu trinken, Profeſſor?"

Der Profeſſor bedauerte, ſeinen erlauchten Gäſten nur Waſſer bieten zu können.

„Nun," ſprach der Gewaltige, „das habe ich mir gedacht und für einen guten Trunk ſelber geſorgt." Und mit dieſen Worten griff er unter den Tiſch, an den ſich die Götter niedergelaſſen hatten, und brachte ein ungefüges, wohlgefülltes Horn zum Vorſchein, „da trink, Profeſſor!"

Dieſer empfing das Trinkhorn und tat gehorſam einen guten Zug. „Nicht übel," ſprach er

und reichte das Horn weiter. Thor aber ſchlug mit ſeinem Hammer auf den Tiſch und brüllte: „Silentium! —

Der Herr Profeſſer
Lieſt heut kein Kollegium,
Drum iſt es beſſer,
Man trinkt eins 'rum.
Edite, bibite — — — —“

„Halt!“ rief der Gelehrte. „Das iſt ein Anachronismus. Wie kann ein Aſe?“ — — — —

„Ei was!“ lachte Wodan und lüpfte ſeinen Schlapphut, denn der nahe Ofen machte ihm warm. „Ei was, in dieſer Nacht iſt alles erlaubt. Horch, ſie kommt!“

Wieder ging die Tür auf, und herein trat ein altes, runzeliges Weib, dem die Haare wie Spinneweben um den Kopf flogen, und eine Naſe hatte ſie, ſchier eine halbe Elle lang.

„Frau Berchta,“ ſagte der Wirt erfreut und hob ſich von ſeinem Sitz. „Frau Berchta im Süden, Frau Holda im Norden genannt, ſeid willkommen und“ — — — — Die Rede ſtand ihm plötzlich ſtill, denn die Alte hatte ſich in ein blühendes Weib mit ſtrahlenden Augen verwandelt. Sie trug ein ſchimmerndes Gewand und einen Kranz

von Flachsblüten im gelben Haar. — „Ach!“ — So etwas hatte der Profeſſor ſein Lebtag nicht geſehen.

„Gefall' ich dir?“ frug Frau Berchta und lächelte, daß es dem armen Profeſſor ganz ſchwül zu Mute wurde. Da zog Wodan die Schöne mit ſtarken Armen an ſeine Bruſt und gab ihr einen weithin vernehmlichen Kuß, und ſie lachte dazu.

„Das iſt ſtark,“ dachte der Gelehrte, „und um die Wahrheit zu geſtehen, ich habe mir die Götter doch ein bißchen anders vorgeſtellt.“

„Und jetzt kann's losgehen,“ ſagte Thor und erhob ſich. „Über kurz oder lang fangen die Glocken auf den Türmen an zu bimmeln, und da iſt unſeres Bleibens nicht länger. Mach dich fertig, Profeſſor!“

„Fertig? — Wozu fertig?“

„Wir haben dir,“ ſprach Wodan, „eine große Ehre zugedacht. Du ſollſt uns auf einer nächtlichen Wolkenfahrt begleiten. Hei, was wirſt du für Augen machen, wenn wir über die wogenden Bergeswälder dahinfahren, ſchneller als der Nordſturm, wenn unter dir die Städte der Menſchen dahinfliegen und über dir die Sterne wie ſtiebende Funken. ‚Die wilde Jagd‘ nennen's die dummen

Leute. Bereite dich und wähle; willst du auf Thors Wagen Platz nehmen oder willst du dich lieber zu mir auf meinen achtbeinigen Schimmel setzen?"

„Meine werten Gäste," sagte der Professor, „ich weiß die Ehre eures Besuches zu schätzen. Was aber die nächtliche Fahrt anbetrifft, so danke ich entschieden. Reiten kann ich nicht, und beim Fahren kann ich nicht rückwärts sitzen, und an Schwindel leide ich auch. Nichts für ungut, aber ich bleibe hier."

„Was?" brüllte Thor, „du schlägst die Ehre, uns zu begleiten, aus?" Seine Augen glühten wie Kohlen, und drohend hob er den Hammer. „Reize nicht meinen Asenzorn, oder ich zerschmettere dir den Kopf wie eine taube Nuß."

„Sei vernünftig, Professor," mahnte Frau Berchta. „Ich habe mich schon lange darauf gefreut, mit einem so gelehrten Mann ein Stündchen spazieren zu fahren. Es geschieht dir nichts Schlimmes, und vor dem ersten Hahnenschrei setzen wir dich wieder vor deiner Haustür ab. Komm, reiche mir deinen Arm."

„Mit mußt du," sprach Wodan. „Du mußt uns einmal in unserer alten Herrlichkeit sehen,

damit du den Leuten davon erzählen kannst. — Oho! Er will entwischen. Faß' ihn, Thor!"

Der geängstigte Mann hatte versucht, die Tür zu gewinnen, aber Thor vertrat ihm den Weg, faßte ihn am Rockkragen, daß alle Nähte krachten, und hob ihn empor wie der Jäger einen erlegten Hasen. Frau Berchta aber stemmte die weißen Arme in die Hüften und ließ ein schallendes Gelächter vernehmen. „Halt ihn fest und laß ihn nicht fallen. Und nun fort! Es ist höchste Zeit."

Da ging die Tür zum dritten Male auf. Herein trat aber diesmal kein Unhold, sondern ein lichtumflossener Engel, der eine Lilie in der Hand trug. Ihm zur Seite schritt ein Knäblein, das trug einen goldenen Heiligenschein, und der Gelehrte wußte, wer das Kind war.

Thor ließ seine Beute los, und die drei Asen stießen einen klagenden Ruf aus, welcher dem Professor durch Mark und Bein ging. Dann schwanden die riesenhaften Gestalten zusehends zusammen, sie wurden nebelhafter und zogen endlich wie eine bläuliche Rauchwolke zur offenen Tür hinaus.

Der Professor rieb sich die Augen. Der nächt-

liche Spuk war verſchwunden, und nur der Tintenfleck auf dem Manuſkript zeugte von dem Beſuch der Aſen. Der Engel und der Knabe waren geblieben, aber ſie hatten ſich verwandelt. Vom Haupt des Knaben war der goldne Strahlenkranz verſchwunden, und der Engel trug ſtatt des lichten Gewandes ein dunkles Wollenkleid und darüber eine ſchneeweiße Schürze.

„O Eliſabeth, mein guter Engel!“ rief der Mann und ſprang empor. „Du haſt den Spuk verſcheucht; bleibe bei mir und verſcheuche mir auch künftig die Unholde, die mir das Haupt umſchwirren.“

Das Mädchen ſah den erregten Mann mit großen fragenden Kinderaugen an. Was er da von Unholden ſprach, die ſie verjagen ſollte, verſtand ſie nicht, aber als er ſie ſanft an ſich zog und ſie küßte und Worte der Liebe zu ihr ſprach, da verſtand ſie ihn und ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals.

Der Kleine machte ein verwundertes Geſicht, aber die Weihnachtsbeſcherung war ihm doch wichtiger als das, was hier vorging. Ungeduldig trippelte er hin und her und ſprach ein Mal übers andere Mal: „Und die Mutter läßt dich bitten,

zu uns heraufzukommen; das Chriſtkind iſt da. — Und was iſt das für eine große Schachtel?"

„Nimm ſie," ſagte der glückſelige Mann, „und lauf uns voraus." Dann ſchlang er ſeinen Arm um das Mädchen und ſprach: „Komm, laß uns zur Mutter gehen." Und da gingen ſie zur Mutter.

Der ſchwarze Geſell aber, der neben dem papiernen Biſchof auf dem Bücherbrett ſtand, zog ſeine rote Zunge ein und ſprach: „Das war ein luſtiger Abend, aber am beſten gefällt mir der Schluß."

Und Sankt Nikolaus neigte zuſtimmend den Kopf.

Der Osterhase

Diese Geschichte hat große Ähnlichkeit mit der vorigen, sie ist aber doch etwas ganz anderes. Die vorige Geschichte hebt an mit „Es war einmal“ und ist also ein Märchen, während die Geschichte vom Osterhasen eine wahre Geschichte ist. Und jetzt geht's los.

Es saß einer am Tisch und schrieb: „Was wir von der Göttin Ostara wissen, beruht größtenteils auf scharfsinniger Kombination. Der berühmte Germanist Müller behauptet ...“ Hier wurde von einer weißen, schmalen Hand neben das Tintenfaß des Schreibenden ein Wasserglas gestellt, in dem ein frischer Veilchenstrauß steckte, überragt von zwei Weidenzweiglein mit silbernen Kätzchen. Und eine milde Stimme sagte: „Guten Morgen, Herr Doktor!“

„Guten Morgen, Marie, und herzlichen Dank!“

Der gelehrte Herr kehrte ſich und ſchaute über ſeine Brille weg auf die ſchlanke, zarte Mädchengeſtalt, die ſich geräuſchlos der Tür zuwandte.

„Wenn ich jetzt aufſpränge und ſie mit den Armen umfinge! Vor zwanzig Jahren wäre das angegangen, aber heute ...“ Er ſtand auf; das ſchöne Kind hatte ſich bereits entfernt.

Der Doktor ging im Zimmer auf und ab. Er war über die ſogenannten beſten Jahre freilich hinaus. Seine Stirn war bedenklich hoch, und in ſeinem Bart waren der ſilbernen Fäden faſt mehr als der ſchwarzen. Ein einſamer Junggeſelle, bewohnte er zwei Zimmer, die ihm eine Witwe vermietet hatte. Die Frau, die von ihrem Seligen in dieſem irdiſchen Jammertale mit vier Kindern zurückgelaſſen worden war, half ſich mit Handarbeit fort. Das Mädchen aber, das vorhin den Veilchenſtrauß gebracht hatte, war ihre jüngere Schweſter, ein zierliches, ſtilles Geſchöpf, welches den lieben, langen Tag an der Nähmaſchine ſaß.

Der Doktor hatte ſich wieder ſeiner Arbeit zugewandt und ſchrieb, daß die Feder knirſchte. Da ward an die Tür geklopft, und eine Stimme rief draußen: „Mach auf!“

Ärgerlich über die Störung warf er die Feder

auf den Tiſch. Dann öffnete er die Tür, und herein trat eine ſeltſame Geſtalt.

Das Ding war kaum eine Elle hoch, hatte ein Paar lange Ohren und auf dem Rücken einen geflochtenen Tragkorb. „Wer biſt du?“ fragte der Doktor den Ankömmling.

„Ich bin der Oſterhaſe,“ war die Antwort, „und bringe dir ein Angebinde.“

„Das iſt ein wunderlicher Traum,“ ſagte der Gelehrte und rieb ſich die Augen.

Der Haſe aber erwiderte: „Du träumſt nicht. Faſſe mich an; ich bin ein Geſchöpf mit Fleiſch und Bein.“ Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Korb vom Rücken und fuhr fort: „Ich bin dir zu Dank verpflichtet. Als dich im vergangenen Winter der Graf zur Jagd eingeladen hatte, kam ich dir vor den Lauf. Ich war nicht zu fehlen, du aber brachteſt es doch zuwege. Du ſchoſſeſt zu kurz, und die Schrote ſchlugen in den alten Birnbaum. Das habe ich dir nicht vergeſſen, und dir meinen Dank abzuſtatten, bin ich hier. Da ſieh einmal, was ich dir mitgebracht habe.“

Der Doktor ſchaute in den Korb. Ein Dutzend Eier lag darin auf weiches Waldmoos gebettet, rote, gelbe und blaue, auch ein goldenes war dabei.

„Du bist ein braver Geselle," sprach der Gelehrte zum Osterhasen. „Ich nehme die Gabe an, wenn auch nicht für mich. Harre hier eine kleine Weile, ich komme bald wieder."

Er ging und kam nach kurzer Frist mit vollgepackten Taschen zurück. Mittlerweile hatte der Hase Bücher und Schreibgerät vom Tisch entfernt und auf das grüne Tuch gerade in der Mitte, wo der große Tintenklecks war, ein kunstvolles Nest gebaut. Der Doktor aber entleerte seine Säcke und legte neben das Nest mit den bunten Eiern allerlei Tand, Osterlämmer, Puppen und süßes Backwerk. „Nun kann's losgehen," sprach er und verließ abermals das Zimmer.

Es währte nicht lange, so erschollen draußen auf dem Gang Kinderstimmen und Getrappel kleiner Füße, und der Osterhase zog sich bescheiden in einen Winkel zurück. Und dann kam's herein, der Doktor und vier Kinder. Hinter ihnen drein schritt die Mutter, Seifenschaum an Händen und Armen, und ganz zuletzt kam das schlanke, blasse Mädchen.

„Hier, Kinder, seht, was der Osterhase euch gebracht hat," sprach der Doktor und führte die Kinder an den Tisch.

Das war ein Jubel.

Die Mutter trocknete die Rechte an der Schürze ab und streckte sie dem Gelehrten hin, und dazu gluckste sie wie eine Henne, denn sie konnte vor Rührung nicht sprechen. Die schöne Marie sah mit leuchtenden Augen auf den guten Mann.

Da geschah etwas.

Der kleine Hans hatte ein zuckernes Osterlamm ergriffen, beleckte es zärtlich und sprach altklug zu dem Spender: „Schade, daß du nicht unser Onkel bist. Wenn du die Tante Marie zur Frau nehmen tätest, dann wärst du's. Aber du bist ein alter Mann."

„Ich bin ein alter Mann," sprach trübselig der Gelehrte.

Da sprang der Osterhase, der bisher in der Ecke hinter dem Bücherschrank gehockt hatte, hervor, machte ein Männchen und sprach: „Herbstreif im Bart, Frühling im Herzen. Ein Mann, bei dem der Osterhase in Person vorspricht, ist kein alter Mann. Das merkt euch!"

Sprach's und lief aus dem Zimmer. Den Kopf noch einmal wendend sah er, wie der Doktor und das schöne Mädchen mit ausgestreckten Händen aufeinander zuschritten, dann rannte er

mit Gepolter die Treppe hinunter und aus dem Haus.

Was weiter geſchah?

Ja, wer das wüßte! Der Oſterhaſe, dem ich dieſe Oſtergeſchichte verdanke, hat leider den Schluß nicht abgewartet.

Die weiße Maus

Wer auf Freiersfüßen geht,
Hör' nicht auf der Magd Gered'!

Aber er tat's doch, der fremde Mühlknappe nämlich, der Bräutigam der schönen Grete. Der reiche Müller hatte ja gesagt und Grete auch. Was brauchte er da auf das Geklätsche der alten Ursel zu hören, neben der er auf der Bank am Tor saß.

„Nehmt Allermannsharnisch," sagte die Magd, „legt ihn Nachts unter das Kopfkissen und brennt ein Nachtlicht. Wenn dann die Drude kommt, Euch zu drücken, so seht Ihr sie und könnt sie fangen."

Der junge Gesell wurde seit einigen Tagen oder vielmehr Nächten von beängstigenden Träumen heimgesucht und hatte sich darum an die alte Ursel gewandt. Er dankte für den gespendeten Rat

und hätte nun eigentlich gehen können, um das Kraut Allermannsharnisch zu suchen, aber er blieb neben der Alten sitzen und hörte ihr weiter zu.

„Ich kenne Eure Verlobte, die Gret, von Kindesbeinen an. Sie ist ein braves Mädel, der niemand etwas Unrechtes nachsagen kann. „Wie die Mutter spinnt, so webt die Tochter," heißt es, „aber hier trifft das Wort nicht zu. Und daß sie so eine Mutter gehabt hat, dafür kann das arme Kind nichts."

„War denn die Mutter eine schlimme Person?"

„Das war sie. Habt Ihr nichts von ihrem bösen Ende vernommen? Eine ehrliche Magd redet nichts Übles über ihre Meistersleute. Aber erstens ist sie längst tot, und die üble Nachrede schadet ihr nicht mehr, und zweitens ist's besser, wenn Ihr alles wißt."

„Nun, so laßt hören," sprach der Mühlknappe und rückte näher. Die Magd begann: „Einmal, wie der Meister, Euer zukünftiger Schwiegervater, des Morgens aufgewacht ist, war er hundemüde und an allen Gliedern wie zerschlagen. Dazu hatte er einen Traum gehabt, so meinte er, das war ein schrecklicher Traum. Er hatte nämlich geträumt, er sei in einen schwarzen Hengst ver-

wandelt worden und habe eine Hexe auf den Blocksberg tragen müssen.

Eine Zeit darauf hatte er den gleichen Traum. Wieder trug er als Pferd eine Hexe zum Feste der Teufel und Zauberer, wo es lustig zuging. Auf dem Heimweg aber tränkten die Hexen ihre Reittiere an einem Weiher, und bei dieser Gelegenheit fiel dem Rappen der Zaum vom Kopf. Augenblicklich warf der Meister, der seine menschliche Gestalt wieder bekam, der Hexe, die ihn geritten, den Zaum über. Da wurde diese in eine schwarze Stute verwandelt. Der Müller bestieg sie, und schnell wie ein Vogel trug sie ihn heimwärts. Unterwegs hielt der Müller vor einer Schmiede und ließ seinen Rappen beschlagen, der sich dabei sehr ungebärdig stellte. Dann ritt er nach Hause, kam früh in der Mühle an und legte sich schlafen, um von dem Mühsal der Nacht auszuruhen. Als es völlig Tag geworden war und die Meistersleute und das Gesinde sich beim Frühstück versammelten, fehlte die Müllerin. Sie lag mit verbundenen Händen und Füßen im Bett und war schwer krank. Nach drei Tagen starb sie, und als die Totenfrau kam, um die Leiche zu waschen und anzukleiden, fand es sich, daß der Müllerin an

Händen und Füßen vier Hufeisen aufgenagelt waren. Nun wußte der Müller, wer die Hexe gewesen."

„Das ist ja eine erschreckliche Geschichte."

„Aber wahr ist sie; ich hab' sie von der Leichenfrau selber."

„Ihr alte, abergläubische Person glaubt also dergleichen dummes Zeug?"

Da erhob sich die tiefgekränkte Magd und ging ins Haus.

Die Spukgeschichte ging dem jungen Mühlknappen — er hieß Dieter — aber doch im Kopf 'rum, und bei nächster Gelegenheit, als er mit seiner Braut allein war, brachte er geschickt die Rede auf die verstorbene Mutter.

„Die Arme ist eines qualvollen Todes gestorben," so meldete die schöne Grete. „Sie ist in der Dunkelheit auf die Egge gefallen, die im Hof lag, und hat sich schwer verletzt, und an den Wunden ist sie gestorben. Ich habe sie kaum gekannt, denn sie starb, als ich ein ganz kleines Mädel war. Nicht einmal sehen durfte ich die Tote, denn sie soll schrecklich zugerichtet gewesen sein."

Gleiches erzählte auch der Müller.

In den folgenden Nächten erfreute sich Dieter

eines ruhigen Schlafes; das mochte wohl der Allermannsharnisch machen, den er, dem Rat der alten Magd folgend, unter das Kopfkissen gelegt hatte. Aber es dauerte nicht lange, so war der Alp oder die Nachtmahr wieder da. Die Spukgestalt sah aus wie eine weiße, verschleierte Frau. Sie war plötzlich in der Kammer des Mühlknappen und hockte sich mit Zentnergewicht auf das Herz des Liegenden. Der Bursch aber, der noch halb wach war, tat einen Griff nach seinem Herzen und erfaßte ein kleines Tier, das sich beim Schein der Nachtlampe als eine Maus erwies. Eine Maus ist in einer Mühle just nichts Seltenes, aber daß die Maus nicht grau sondern schneeweiß war und rote Äuglein hatte, das nahm den Knappen doch wunder. Er stand auf, wickelte den Fang in ein Tuch und steckte dasselbe in die Tasche seines Wamses, das am Nagel hing. Dann legte er sich wieder ins Bett und schlief den Rest der Nacht ohne weitere Störung.

Am anderen Morgen hallte die Mühle wieder von Klageruf und Zetergeschrei. Es wurde an Dieters Kammer geklopft, und er vernahm die Schreckensworte: „Komm heraus; deine Braut ist tot."

Und das war leider kein böſer Traum, ſondern Wahrheit. Starr und ſteif mit gebrochenen Augen und halbgeöffnetem Mund lag die ſchöne Grete auf ihrem Lager. Der Dorfbader unterſuchte die Leiche und ſchlug mit ungeſchickter Hand eine Ader. Es floß kein Blut. Die heulende Magd Urſula ſchleppte eine Kohlenpfanne herbei und warf Kräuter auf die Glut, aber das half ebenſowenig wie der Aderlaß des Baders.

„Schafft ſchnell einen Arzt herbei," mahnte Dieter. „Laſſet anſpannen, Meiſter, und holt den Doktor aus der Stadt, vielleicht kann der helfen."

Der Müller eilte in den Hof und nach wenig Minuten fuhr er davon.

Dieter ſaß allein am Kopfende des Bettes und faltete die Hände. Die übrigen Perſonen waren gegangen, um den Unglücksfall zu beſprechen. Dieter bat im ſtillen die Tote um Verzeihung wegen des ſchlimmen Verdachtes, den er, verführt durch das Geklätſche der alten Magd, ein paar Tage lang gehegt hatte. — Wie ſchön ſie noch im Tode war! Und das ſoll nun in die ſchwarze Erde ſtatt ins Brautbett!

Dieter zog ſein Tuch, um die hervorbrechenden Tränen zu trocknen. Da ſprang die gefangene

Maus hervor, lief über die Decke des Bettes, auf dem Grete lag, und verſchwand — o Schauder! — in dem Mund der Toten.

Da ſchlug Grete die Augen auf, und als ſie ihren Verlobten am Bett ſitzen ſah, rief ſie: „Was willſt du hier, du Schlimmer? Gleich machſt du, daß du fortkommſt, oder ich ſchrei'.“

Dieter ſchlug die Hände vor ſein Angeſicht und ging.

Eben raſſelte der Wagen, auf dem neben dem Müller der Arzt ſaß, in den Hof. Als die beiden Männer Gretens Zimmer betraten, ſaß dieſe vor dem Spiegelglas und ſtrählte ihre gelben Haare.

Der Arzt fragte dies und das, klopfte der Jungfrau auf Bruſt und Rücken und horchte auf ihren Herzſchlag.

„Meiſter,“ ſprach er dann lächelnd, „Eurer Tochter fehlt nichts. Sie iſt ohnmächtig geweſen, wie das bei dem jungen Weibsvolk zuweilen vorkommt.“

Wieder lief das ganze Haus zuſammen und äußerte ſeine Freude. Nur Dieter, der Bräutigam, kam nicht zum Vorſchein.

Als der Arzt mit einem ſchweren Habedank abgefahren war, ſuchte der glückliche Müller nach

ſeinem Eidam, aber dieſer war nirgends zu finden. Hilf' Himmel, wenn ſich der arme Burſche ein Leid angetan hätte!

Der Müller ging, nachdem er vergeblich jeden Winkel durchſucht hatte, in die Dachkammer des Knappen. Auch hier war er nicht, und das Fellеiſen war von den Pflöcken, an denen es gehangen, gleichfalls verſchwunden. Auf dem Tiſch aber ſtand mit Kreide geſchrieben:

„Grete! Wie die Mutter ſpinnt,
Alſo webet auch ihr Kind.
Hüte wohl die weiße Maus,
Fahre hin, die Lieb' iſt aus."

„Dem iſt's zu Kopf geſtiegen," meinte der Müller.

Mahlzeit

Der reiche Aſchenhofbauer hatte ſeinen Sohn Wilm auf die landwirtſchaftliche Schule geſchickt, damit er Lebensart lerne, denn er wollte ihn dereinſt als vornehmen Gutsherrn ſehen. Nun waren Ferien, und Wilm war wieder im Dorf. Er trug ſich wie ein Student, ging einher in einer roten Mütze und fuchtelte mit einem unförmlichen Stock in der Luft herum; das nannte er „Tiefquarten ſchlagen".

Die Familie im Aſchenhof wollte zu Nacht eſſen, aber Wilm fehlte noch.

„Das Zuſpätekommen," ſagte der Vater, „ſcheint auch zum ſogenannten guten Ton zu gehören, der bei unſerem Wilm das dritte Wort iſt. Was habe ich mich ſchon über dieſen guten Ton geärgert. Habt ihr geſehen, wie er geſtern zu Mittag die ſchönen Forellen mißhandelt hat? In der einen Hand hielt er die Gabel und in der anderen ein Stück Brot. Damit ging er den Fiſchen zu Leibe,

als ob kein Meſſer neben ſeinem Teller gelegen hätte. Und eine Nagelfeile hat er auch und eine Zahnbürſte. O du verwünſchter guter Ton!"

„Das möchte alles noch gehen," bemerkte die Großmutter, die ihren Platz auf der Ofenbank auch im Sommer nicht verließ, „das möchte noch gehen, aber habt ihr gehört, wie er die Leute grüßt? ‚Nabend', das heißt bei ihm ‚guten Abend', und ſtatt ‚guten Morgen' knurrt er etwas, das lautet wie Mohren, und die Mohren ſind ſchwarze Teufel, keine Chriſten und ſchlimmer als die Türken. Gott bewahre uns."

„Laßt mir meinen Wilm in Ruh," ſprach die Mutter. „Ihr kennt die Welt nicht. Gebt acht, in ein paar Jahren iſt unſer Wilm gerade ſo ein feiner Herr wie der Herr Vikar im Pfarrhaus."

„Mahlzeit!" ließ ſich da eine helle Stimme vernehmen, und der geſcholtene Wilm trat in die Stube.

„Geſegnete Mahlzeit!" antwortete die Großmutter, „aber du bringſt deinen Wunſch zu früh oder zu ſpät. Vor einer halben Stunde wollte die Eva die armen Ritter in die Pfanne legen, aber der Herr Wilm war nicht zu Hauſe; da mußten wir warten. Nun kann's losgehen."

„Pardon," ſprach Wilm und ſetzte ſich auf die

Ofenbank neben die Großmutter. „Großmutter,“ fuhr er fort und ſtreckte ſeine beſtiefelten Beine weit aus, „macht's wie früher und erzählt uns, bis das Eſſen kommt, eine Geſchichte. Ich habe mich draußen in der Fremde oft danach geſehnt. Wollt Ihr?“

„Wilm, das Erzählen iſt an dir. Du kommſt aus der Fremde und haſt viel Seltſames geſehen, zum Beiſpiel den Tiergarten, wo die Zebras und die zahmen Nashörner herumlaufen. So etwas bekommt man hier nicht zu ſehen. Aber wenn du eine merkwürdige Geſchichte, die zudem lehrreich iſt, hören willſt, ſo will ich mich nicht länger bitten laſſen.

Du kennſt den Fleck oben im Wald, wo ſich die Straße nach der Stadt und der Holzweg ſchneidet. Es iſt ein ſogenannter Kreuzweg, und ein Wegweiſer und ein Steinkreuz zum Andenken an eine Mordtat ſtehen auch daſelbſt. Dort iſt mein Großvater, wie er noch ein Bub war, mit einem anderen einmal früh morgens, es war noch halb dunkel, Schwämme ſuchen gegangen. Da begegnete ihnen ein langer, ſchwarzer Mann und ſpricht: ‚Morgen‘. Das geſchah noch zwei Tage nacheinander. Da ſind die Buben zum Herrn Pfarrer gegangen und haben ihm alles erzählt. ‚Da muß ich mit,‘ ſagt

der Pfarrer, und am nächſten Morgen begleitet er die Buben. Wie ſie an dem Kreuzweg angelangt ſind, kommt richtig wieder der lange, ſchwarze Mann und grüßt ‚Morgen!‘

Da ſprach der Pfarrer: ‚Morgen iſt morgen und heut iſt heut, ich aber wünſche dir einen chriſtlichen, guten Morgen.‘

Da atmet der lange Mann tief auf und ſpricht: ‚Darauf habe ich nun ſchon hundert Jahre gewartet. Ich hab' im Leben allezeit ſtatt guten Morgen nur Morgen geſagt und bin darum zum Wandern verdammt worden. Aber nun bin ich erlöſt. Habt Dank!‘ Und fort war er. Darum ſoll man einen ſchönen, chriſtlichen Gruß nicht ſchnöde verſtümmeln. Das merkt euch.“

Jetzt kam die Eva mit der dampfenden Schüſſel aus der Küche, und der Herr Studiosus agronomiae ſagte: „Ich wünſche euch allen eine geſegnete Mahlzeit!“

Die Großmutter aber ſprach: „Laßt den Wilm heute abend neben mir ſitzen. Er iſt im Grunde genommen ein braver Burſche, der uns allen noch viel Freude und Ehre machen wird. Gott ſegne dir die Mahlzeit, mein guter Wilm.“

Abendblank

Wenn sonst in das abgelegene Gebirgsdorf ein Fremder kam, so liefen alle Einwohner zusammen. Der Schulz oder dessen Stellvertreter, der mit dem Untergewehr bewaffnete Flurschütz trat heran und fragte nach dem Wer und Woher, die Frau Sternenwirtin stand in schneeweißer Schürze in der Tür ihres Wirtshauses, und die zwei Bettler, die im Dorf waren, humpelten an ihren Krücken herbei und machten krumme Hände.

Heute geschah nichts dergleichen. Der junge Mann, der grau gekleidet war, einen breitkrempigen Hut auf dem lockigen Haupt und eine Mappe unter dem Arm trug, fand kaum Beachtung. Alle Dorfbewohner standen festlich gekleidet vor den Türen oder in den Gassen und schauten nach einer Richtung, aber das war nicht die Richtung, von welcher der Fremde herkam.

Die Sternenwirtin, in deren Haus der Ankömmling Unterschlupf fand, klärte ihn über das auf, was die Bauern erwarteten.

„Sie ziehen heute das Bloch," sagte sie. „Wenn ein Jahr verstrichen ist, ohne daß ein Bursch aus der Gemeinde geheiratet hat, müssen die ledigen Mannsleute im Wald ein Bloch holen und es bis in das Dorf ziehen. Das ist die Strafe für ihr Junggesellentum. Mein seliger Mann, der Sternenwirt, hat es auch zweimal gezogen, dann bin ich seine Frau geworden, und ein Jahr darauf war er tot."

„Vom Blochziehen kam das wohl nicht," meinte der Gast.

„Sie kommen, sie kommen!" rief die Wirtin und lief aus dem Haus. Auch der Fremde trat vor die Tür, das seltene Schauspiel zu genießen.

Vor einen seiner Äste und Rinde entblößten Baumstamm war eine Anzahl Burschen gespannt, die die Last keuchend über das holperige Pflaster der Dorfgasse zogen. Voran schritt ein alter Mann, der lustig den Hut schwenkte und zuweilen mit heiserer Stimme einen Jauchzer versuchte. Er schien den Zug zu leiten.

Vor dem goldenen Stern machte der Zug halt.

Die Blochzieher ließen den Baum auf der Straße liegen und begaben sich nötiger Stärkung halber in das Wirtshaus. Der Alte aber, der vorausgegangen war, ging nicht mit den anderen. Er setzte sich auf die Steinbank, die dem Wirtshaus gegenüber neben der Tür eines kleinen Bauernhauses stand, und wischte sich den Schweiß von der kahlen Stirn. Über der Tür des Hauses hing ein Schild, auf dem eine Anzahl Hüte gemalt war, schwarze, hohe Hüte, wie sie die Bauern bei großen Festlichkeiten tragen, und grüne Jägerhüte, geziert mit Gemsbart und krummer Feder. Darunter standen die Worte:

„Den lieben Herrgott laff' ich walten;
Ich mache neue Hüt' und putze auch die alten."

Es dauerte nicht lange, so kam der Fremde, der vor kurzem eingezogen war, auf den Alten zu und nahm mit freundlichem Gruß neben ihm auf der Steinbank Platz. Auch eine graue, langhaarige Katze, wie man sie hier zu Lande selten zu sehen bekommt, hatte sich neben den Alten gesetzt und rieb ihren Kopf zärtlich an seinem Arm.

„Feiert Ihr das sonderbare Fest des Blochziehens alle Jahr?" fragte der Fremdling den Alten.

„Leider wird das Fest immer seltener, denn unsere dummen Dorfbuben können's kaum erwarten in das Joch der Ehe gespannt zu werden."

„Ihr seid wohl auch Junggeselle trotz Eures eisgrauen Bartes, der einem Großvater gut zu Gesicht stehen möchte?"

„Gott sei Dank, ich bin ledig," sagte der Alte selbstgefällig. „Und daß ich es bin, habe ich der Frau Abendblank zu verdanken."

„Das ist ja ein ganz fremder Name, wie er hier zu Lande nicht vorkommt."

„Die Frau Abendblank war auch keine Hiesige; sie war aus dem Reich her, weit draußen aus dem Flachland. Sie war die Urgroßmutter dieser da." Mit diesen Worten strich er über den Buckel seiner Katze. „Wißt Ihr was?" fuhr er fort. „Ihr habt junge Beine. Springt einmal hinüber in den goldenen Stern und schafft einen Trunk herbei. Dann will ich Euch erzählen, wie mich die Frau Abendblank vor dem Heiraten bewahrt hat. Wollt Ihr?"

„Gern."

Der junge Fremde sprang in das Wirtshaus und kam bald wieder zurück, gefolgt von einer Magd, die eine große, rotschillernde Flasche und

zwei Gläſer trug. Sie ſetzte den Labetrank auf die Bank und der Fremde ſchenkte die Gläſer voll.

„Es lebe der Junggeſellenſtand!“ rief der Alte und ſtieß mit ſeinem Gaſt an.

„Wenn das meine Braut wüßte!“ brummte der Junge, „aber ſie erfährt's nicht, und die alten Müllersleute auch nicht.“

„Wie ich oft ſage,“ begann der Alte, „heiraten und Kinder zeugen iſt gut, aber ledig bleiben und allein dem Grab zuſchreiten iſt beſſer. Ich war einmal nahe daran meine Freiheit zu verlieren, da hat mich Frau Abendblank, die Katze, gerettet. Die Geſchichte hat ſich alſo begeben.“

Er nahm einen Schluck Wein und begann: „Ich bin als zünftiger Hutmachergeſell weit in der Welt herumgekommen. Als ich vierundzwanzig Jahre alt war, ſtand ich in Arbeit bei einer Witfrau, die das Geſchäft ihres verſtorbenen Mannes fortführte. Sie war ein hübſches, kugelrundes Weiblein mit nußbraunen Augen, und wenn ihr etwas heruntergekommenes Geſchäft in gute Hände kam, ſo konnte etwas daraus werden. Und ich wäre dazu der richtige geweſen, denn mein Handwerk verſtand ich, und mit den Kunden wußte ich zu parlieren und ſcharmutzieren, daß es eine Art

hatte. Auch gefiel mir die Frau über die Maßen, und ich, das hatte ich bald weg, war ihr auch nicht gleichgültig.

Eins gefiel mir nicht an der Frau. Sie studierte zuviel in alten Büchern, deren sie ein ganzes Brett voll hatte, und dann, wenn in der Stadt eine bresthafte Person war oder eine Kuh keine Milch mehr geben wollte, so kamen die Leute zu der Meisterin und erholten sich Rats. Auch hatte sie auf dem Boden Säcke stehen mit allerhand Kräutern, und in ihrer Küche qualmte es zuweilen erschrecklich, dann kochte sie aus den Kräutern Tränklein und Salben, und ich hatte bei solchem Treiben meine besonderen Gedanken.

Einmal geschah es, daß sie bettelnde Kinder von ihrer Türe wies. Da sangen die Rangen draußen auf der Straße:

‚Hex, Hex, du sollst laufen;
Morgen brennt der Scheiterhaufen.‘

Und das gab mir viel zu denken, aber als junger, gewandter Bursch und zünftiger Hutmachergesell schlug ich mir die bösen Gedanken bald aus dem Kopf. Die saubere Meisterfrau hatte mir's angetan und fast noch mehr ihr schönes, zweistöckiges Haus mit dem Hutlager im Erdgeschoß

und den vielen Ballen unverfälschter Hasenhaare. Ich tat getreulich meine Arbeit, und das Geschäft ging von Tag zu Tag besser.

So kam Weihnachten heran.

Am Vorabend des Festes betrat ich zufällig die Küche. Da stand die Meisterin in einer blendend weißen Latzschürze und hantierte mit Topf und Tiegel.

‚Ei, Frau Meisterin,‘ sprach ich, ‚was kocht Ihr Gutes?‘

‚Einen Aal für den Abendschmaus, und hinterher gibt's allerhand Gebackenes. Wollt Ihr mithalten, so seid Ihr hiermit freundlich eingeladen. Für einen guten Tropfen ist auch gesorgt.‘

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

‚Mit Gunst, Frau Meisterin,‘ sprach ich. ‚Ich nehme Eure Einladung mit großem Dank an.‘

Am Abend ward's laut im Haus. Da die Meisterin keine Kinder hatte, so hatte sie dem kleinen Volk aus der Nachbarschaft einen Christbaum geputzt und teilte Honigkuchen und andere Leckereien an die Kinder aus. Mir überreichte sie einen schönen, wohlgefüllten Tabaksbeutel und eine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife. Aus der hatte ihr seliger Mann geraucht, und nun war

ſie mit einem neuen Weichſelrohr und einer Kernſpitze verſehen und ſah aus wie neu. Und wie ſie mir die Pfeife überreichte, lächelte ſie dazu und ſprach: ‚Sie iſt nirgends beſſer aufgehoben als bei Euch, lieber Geſell.‘ Um ein Haar wäre ich ihr, der Meiſterin nämlich, um den Hals gefallen, aber ich bezwang mich und nahm das Geſchenk mit gebührenden Dankesworten in Empfang.

Als die übrigen Feſtgäſte gegangen waren, ging es ans Schmauſen. Wir ſaßen nur zu zweien am Tiſch. Zuerſt trug man eine Suppe herein, auf der Fettaugen ſchwammen, groß wie die preußiſchen Taler. Dann kam der Aal. Das war ein Aal, wie ich nie zuvor einen geſehen oder gegeſſen. Schneeweiß ſah er aus, und ſein Geſchmack war beſſer als der gewöhnlicher Fiſche. Als der Aal bis auf den Kopf verzehrt war, braute die Meiſterin aus Wein, Zucker, Zitronen und gebranntem Waſſer einen Punſch, wie er ſonſt nur auf Herrentafeln zu finden iſt, und ſetzte eine gehäufte Schüſſel mit ſüßem Backwerk auf den Tiſch. Dann ging ich mit etwas ſchwerem Kopf in meine Dachkammer hinauf. Ich legte mich aber noch nicht nieder; ich war zu aufgeregt von Punſch und Liebe. Ich ſtopfte mir die geſchenkte Meerſchaum-

pfeife und ſetzte mich rauchend ans offene Fenſter.

Da ſchlug es Mitternacht, und vom Kirchturm bliesen die Stadtmuſikanten einen Choral. Nicht lange nachher krähte auch ſchon der Hanshahn. Er rief aber nicht kikeriki, ſondern er ſprach ganz deutlich: ‚Chriſtus iſt hie.‘

Da fuhr der Kettenhund aus ſeiner Hütte und rief: ‚Wo, wo, wo?‘

Und die Ziege im Stall gab zur Antwort: ‚In Bethlehem, in Bethlehem.‘

Jetzt wußte ich, was für einen Aal ich gegeſſen hatte. Eine Schlange hatte ich verzehrt, und wer Schlangenfleiſch genoſſen hat, der verſteht die Sprache der Tiere.

Am Ende iſt die Meiſterin doch eine Hexe! Mit wirbelndem Kopf legte ich mich ins Bett, konnte aber keine Ruhe finden. Erſt gegen Morgen ſchlief ich ein.

‚Du haſt geträumt,‘ ſagte ich zu mir und dachte bald nicht mehr an den Zauber der Chriſtnacht. So vergingen Wochen und Monate. Der Schnee ſchmolz und die Nußhecken fingen an zu blühen. Da geſchah wieder etwas Sonderbares.

Es war am ſpäten Abend. Die anderen Ge-

ſellen ſaßen im Wirtshaus hinter der Kanne oder ſtanden bei ihren Mädchen unter den Hausthüren. Ich aber ſaß in meiner Dachkammer und hatte ſchwere Gedanken. Morgen war der erſte Mai, und die Frau Meiſterin hatte mich aufgefordert, ſie auf einem Maigang auszuführen, der am frühen Morgen ſtattfinden ſollte. Und morgen bringe ich mein Wort an, hatte ich mir vorgenommen und ſtudierte eben über das, was ich ſagen wollte. Da, wie ich ſo in den dunklen Abend hinausſehe, kommt die Katze der Meiſterin über das Dach geklettert und ſetzte ſich vor mein Fenſter hin. Gleich darauf kommt auch ein kohlſchwarzer Kater mit grünen Augen herangeſchlichen und ſpricht mit deutlicher Menſchenſtimme zu unſerer Katze:

‚Guten Abend, Frau Abendblank;
Will ſie nicht mit zum Ringeltanz?‘

Die Katze macht einen krummen Buckel und entgegnet:

‚Fährt die Frau zum Schlot hinaus,
Hütet ihr die Magd das Haus.

Ich kann nicht mit, ich muß zu Hauſe bleiben.‘

Ich war zum Tod erſchrocken. Gleichzeitig ging auch ein greulicher Lärm im Haus los, und

es war mir, als ob der Schornstein einstürze. Ich hatte genug. Als am anderen Morgen die Stunde schlug, da ich meine Meisterin spazieren führen sollte, war ich schon unterwegs mit meinem Knotenstock und meinem Tornister. Auf dem Tornister aber saß eine junge, graue Katze, das Kind der Frau Abendblank. Das hatte ich mir zum Andenken mitgenommen. Und von diesem Kätzlein stammt die Katze ab, die hier zwischen uns sitzt. Sie hat auch gerade Junge, und wenn Ihr eins davon haben wollt, gebe ich es Euch."

Das war dem jungen Herrn recht. Er dankte dem alten Hutmacher für die Geschichte und ging in das Wirtshaus zum goldenen Stern.

Ein paar Tage nach diesem Gespräch erhielt die schöne Müllerstochter, die Braut des jungen Malers, von der Post einen Korb, in dem sich ein Kätzlein befand und dazu von ihrem Bräutigam einen Brief, der also schloß: „Da ich Deine Vorliebe für Katzen kenne, so erlaube ich mir, Dir eine junge Angorakatze zu senden. Einen Namen hat sie schon, sie heißt Abendblank. Vor dem Tierlein aber, liebe Lisi, mußt Du Dich in acht nehmen. Es erkennt die Hexen, und wenn Du, liebe kleine Hexe, wirklich in der Walpurgisnacht

auf dem Beſen nach dem Blocksberg fährſt, ſo laß es die Katze Abendblank nicht merken, ſonſt bringt ſie Dich ins Gerede.

Noch eins. Wenn Dein Vater wieder einmal im Mühlenwehr einen Aal fängt, ſo ſeht ihn, bevor ihr ihn eſſet, genau an; es gibt zuweilen unangenehme Verwechſlungen."

Als die ſchöne Liſi dieſen Brief ihren Eltern vorlas, ſprach die Mutter: „Schreib ihm, mein Kind, er möge bald kommen, deine Ausſtattung ſei fertig."

„Und für ein weiches Neſt ſei auch geſorgt," fügte der Müller hinzu. „Es wird Zeit, daß der Stromer in eine geordnete Häuslichkeit hineinkommt. Halb verrückt iſt er ſchon, dafür iſt er Künſtler, wenn er aber noch lange in der Fremde herumſtreicht, wird er's ganz. Der Brief da, den er geſchrieben hat, iſt wie aus dem Narrenturm heraus geſchrieben."

Der Besuch im Himmel

Vor dem Tor auf einem Hügel lag der Friedhof, und die vergoldeten Kreuze schimmerten weit in das Tal hinein. Auf der Straße, die aus der Stadt führte, ging an einem kalten Wintertag eine alte Frau, die einen beladenen Tragkorb auf dem Rücken hatte.

Am Fuß des Hügels machte sie halt, um zu ruhen. Aber auf der Steinbank, wo sie sonst ihre Last abstellte, saß ein langer, in einen grauen, faltigen Mantel gehüllter Mann. Die Frau blieb stehen und stützte ihren Tragkorb durch einen gegabelten Stock, den sie zu diesem Zweck mit sich führte.

„Wohin, Frau Mutter?" fragte der Mann im Mantel.

„Da hinauf," entgegnete die Alte und wies mit dem Zeigefinger nach dem Friedhof. „Da oben

wohne ich. Ich bin die Witwe des vorigen Totengräbers und habe freie Wohnung im Totengräberhaus. Im Sommer darf ich auch meine Ziege auf den Gräbern weiden, aber jetzt im Winter muß ich mir das Dürrfutter kaufen, wenn ich es nicht von einem barmherzigen Menschen geschenkt bekomme, wie heute. Seht nur, die Tracht Klee hat mir der reiche Rößleinwirt geschenkt."

„Ihr tragt wohl schwer?"

„Unsereins ist dergleichen von Jugend auf gewohnt. Ich habe in früheren Jahren wohl das Doppelte getragen."

„Wißt Ihr was, Frau Mutter? Ich will auch da hinauf, ich habe droben ein Geschäft. Wie wär's, wenn Ihr mich die kleine Strecke bis zum Friedhof tragen wolltet?"

„Ich Euch tragen? Ich, eine alte Frau?"

„Ich bin nicht so schwer, als Ihr meint," sagte der Mann, „und wenn ich auch nicht ein Knochengerippe bin, wie mich der Maler droben in dem Beinhäuslein an die Wand gemalt hat, viel mehr als Haut und Knochen bin ich nicht, und mein Gewicht ist kaum der Rede wert. Ich bin der Tod."

Mit diesen Worten lüftete er die Kapuze seines

Mantels und grinste die Alte aus leeren Augenhöhlen an. „Nehmt mich mit," wiederholte er. „Ich bin sehr müde. Wie viel Treppen habe ich heute schon steigen müssen, und wie schwer wird meinen alten Knochen das Gehen! Ihr meint, Ihr wäret alt? Was wollen siebzig Jahre heißen. Ich bin auf die Welt gekommen, als Kain seinen Bruder Abel erschlug, und habe also ein respektables Alter. Helft mir, Mutter Kiliane, und tragt mich da hinauf; ich will Euch den Liebesdienst vergelten."

„Nun so hockt Euch auf, Herr Tod. Ich will Euch samt Eurer Sense den Berg hinauftragen."

Der Tod schwang sich auf den Tragkorb und schlenkerte mit den klapperdürren Beinen.

Die alte Kiliane aber schritt rüstig berauf mit dem Korb und dem Tod. An ihrer Behausung angekommen, setzte sie ihre Traglast ab und sprach: „Kommt ein wenig zu mir hinein, Gevatter, und wärmt Euch."

Das ließ sich der Tod nicht zweimal sagen. Er folgte der alten Frau in das Haus und in das kleine Stübchen. Dort setzte er sich auf die warme Ofenbank und streckte seine Glieder, daß es knackte. Die Alte aber kramte in einem Wand-

ſchrank, brachte eine grünſchillernde Flaſche nebſt zwei Stengelgläſern zum Vorſchein und ſchenkte ein. „Das iſt echter Kloſtergeiſt,“ ſagte ſie, „und für Geld kaum zu haben. Trinkt, Gevatter; das wärmt.“

Der Tod führte das Glas mit dem Kloſtergeiſt zu Munde und trank es aus bis auf den letzten Tropfen. „Sehr gut,“ nickte er. „Das ſoll Euch wohl angeſchrieben werden, Mutter Kiliane. Wenn ich demnächſt komme, Euch abzuholen, will ich das ſo ſänftlich tun, daß Ihr kaum etwas davon merkt.“

„Es hat keine Eile,“ ſprach Frau Kiliane, „das Leben gefällt mir noch ganz gut, und am liebſten wär mir's, wenn Ihr mich ganz vergeſſen wolltet.“

„Das geht nicht,“ erwiderte der Tod, „ſo gern ich Euch auch den Gefallen täte. Aber ich will Euch verſprechen, daß ich Euch erſt nach dem hundertſten Lebensjahr holen will. Seid Ihr damit zufrieden?“

„Ich muß ja wohl. Alſo noch dreißig Jahre. Es gilt.“

„Es gilt,“ ſprach der Tod. „Und jetzt will ich nach meinem ſchlafenden Volk ſehen, das draußen unter der Schneedecke liegt. Schön' Dank, Frau

Mutter, und auf Wiederſehen an Eurem hundertſten Geburtstag."

Mit dieſen Worten ging der Tod und ließ die Mutter Kiliane allein, die ſich noch einen Kloſtergeiſt einſchenkte und hinter dem Tod drein lachte. Dann verſorgte ſie ihre Ziege und kehrte wieder in ihr Stübchen zurück.

In dem Wandſchränkchen, dem ſie den trefflichen Kloſtergeiſt entnommen hatte, befanden ſich noch verſchiedene Dinge, die von der Alten hoch gehalten wurden. Die köſtlichen Kleinode aber waren ein vergilbtes Papier mit einer Handvoll flachsgelber, geringelter Haare und eine dicke, ſilberne Taſchenuhr. Die Locken hatte ſie ihrem zwölfjährigen Mariannele abgeſchnitten, ehe der Sargdeckel über dem toten Kind geſchloſſen wurde. Die Uhr aber hatte ein Kriegskamerad ihres in der Schlacht gefallenen Aloys aus dem Feld mitgebracht. Ihr Sohn hatte ſie getragen, und in der Minute, da ihn die feindliche Kugel getroffen, war ſie ſtehen geblieben.

„Ihr müßt euch noch ein wenig gedulden, meine lieben Kinder," ſprach Frau Kiliane. „Habt ihr ſo lange auf eure Mutter gewartet, könnt ihr die dreißig Jahre auch noch warten, und

die Freude des Wiederſehens iſt dann um ſo größer."

* * *

Ein paar Jahre nach dieſer Begebenheit ſaß der heilige Petrus in ſeinem ſchattenkühlen Himmelstorweg und hatte Langeweile. Die Glocke wurde nur ſelten gezogen, und der Himmelspförtner konnte aus ſeinem Schiebfenſterlein ſehen, wie die armen Seelen auf dem breiten Weg wimmelten, der nach der Hölle führte.

Da fühlte er ſich am Ärmel gezupft, und als er das Haupt wandte, ſah er an ſeinem Stuhl einen ſchönen Engel ſtehen mit großen, weißen Schwanenflügeln. „Wer biſt du?" fragte er nicht allzugnädig.

„Ei, lieber, heiliger Sankt Peter, ich bin ja das Mariannele."

„Was für ein Mariannele?"

„Das Kind der Mutter Kiliane. Wie ich vor fünfzig Jahren heraufgekommen bin und nach meiner Mutter geweint habe, habt Ihr mich getröſtet: Deine Mutter kommt bald nach. Und nun warte ich ſchon eine halbe Ewigkeit, und wer nicht kommt, das iſt meine Mutter."

„Warte, mein Kind, ich will einmal nachſehen."

Der heilige Petrus holte ein dickes, goldenes Buch herbei, blätterte und ſprach endlich: „Mariannele, deine Mutter iſt fünfundſiebzig Jahre alt und ſollte eigentlich ſchon bei uns ſein, aber ſie lebt noch. Da ſcheint mir etwas nicht in Ordnung zu ſein.“

Er winkte einen dienenden Engel an ſeinen Stuhl und befahl ihm: „Schaffe mir den Tod zur Stelle. Morgen nach der Frühmette ſoll er ſich hier einfinden, unfehlbar. Haſt du mich verſtanden?“

„Zu Befehl,“ ſprach der Engel und flog davon. Mariannele knickſte und entfernte ſich auch.

Am nächſten Morgen erſchien der Tod pünktlich vor dem Stuhl Petri.

Petrus war ſehr ungnädig. „Du kennſt die Mutter Kiliane?“ fragte er.

„Zu Befehl, Eure Heiligkeit.“ Und da der Tod wußte, daß er mit Flunkerei nicht weit kommen würde, erzählte er, was ſich zwiſchen ihm und der alten Frau zugetragen und daß er ihr aus ſchuldiger Dankbarkeit eine dreißigjährige Friſt zugeſtanden.

„Das iſt mir eine ſaubere Wirtſchaft. Wer iſt hier oben Herr? Ich und Gott Vater oder du?

Augenblicklich begibst du dich auf die Erde und bringst die Mutter Kiliane herauf. Wie du dich mit ihr abfindest, ist deine Sache. Und wenn morgen um die Mittagstunde die arme Seele sich nicht hier vor dem Himmelstor einfindet, so melde ich Seiner Trinität, was du für ein Patron bist. Dann möchten wohl ein paar Jährlein Höllenstrafe 'rausspringen.

Klostergeist gibt's dort drüben bei des Teufels Großmutter freilich nicht zu trinken, aber Schwefeltee. — Prrrr! — Das nimm dir zu Herzen, alter Sünder! Und nun marsch!"

Der ganz niedergeschlagene Tod trollte sich.

* * *

Am anderen Vormittag saß die alte Kiliane in ihrer Behausung. Sie hatte eine schöne, feierliche Leiche mit angesehen. Der Graf, der auf dem Herrenschloß gewohnt, war auf der Jagd verunglückt und heute morgen feierlich beerdigt worden. Er war im ganzen genommen ein guter Herr gewesen und hatte der Kirche und dem Armenhaus große Summen vermacht.

„Den Empfang des gnädigen Grafen im Himmel möchte ich sehen," sprach Mutter Kiliane vor sich hin. „So einer kommt nicht alle Tage hinauf."

„So, das möchtet Ihr sehen?“ sagte eine Stimme hinter der Alten, und als sie sich umdrehte, stand der Tod in seinem langen Mantel hinter ihr.

„Gevatter,“ sprach Frau Liliane, „Ihr habt Euch in der Zeit verrechnet. Es sind noch fünfundzwanzig Jahre bis zu meinem hundertsten Geburtstag, und bis dahin habt Ihr mir Frist gegeben. Oder meint Ihr etwa, daß ich nicht rechnen kann. Oho. Ich war in der Schule immer eine gute Rechnerin, und mein braves Mariannele, das Ihr so bald geholt habt, konnte es noch besser als ich. Das Kind verstand sogar das Rechnen mit Brüchen. Das kann ich freilich nicht, ist aber auch nicht nötig. Dreißig Jahre habt Ihr mir Frist gegeben. Davon sind fünf Jahre verflossen. Fünf von dreißig, bleiben noch fünfundzwanzig. Oder habt Ihr eine andere Rechenart als wir auf der Erde?“

„Nein, gute Mutter. Eure Lebenszeit soll Euch nicht verkürzt werden, und unser Pakt gilt. Ich ging just vorbei, als Ihr Euch wünschtet, den Empfang des verstorbenen Grafen in der Ewigkeit ansehen zu können, und da wollte ich Euch auf einen kurzen Besuch einladen. Also, wenn

Ihr wollt, so kommt mit mir, und habt Ihr genug, so bringe ich Euch wieder auf die Erde. Das ist mir ein kleines. Also wollt Ihr?"

„Ja, wenn Ihr mir feierlich versprecht, daß Ihr mich nicht mit Gewalt zurückhalten wollt. Denn das Leben gefällt mir noch immer."

„Es geschieht nichts gegen Euren Willen. Macht das Fenster auf und erlaubt, daß ich meinen Mantel um Euch schlage. So. Fort!"

Und der Tod flog mit der Mutter Kiliane zum Fenster hinaus, über die Gräber weg und über die Stadt, dann ging's in die Höhe, höher und immer höher, durch die Wolken und noch höher. So war die alte Kiliane nie geflogen, auch nicht im Traum.

Der Tod kam mit der alten Frau zur festgesetzten Stunde am Himmelstor an.

„Hast du sie?" fragte der heilige Petrus.

„Ja, Eure Heiligkeit, aber" — — — Der Tod neigte sich und flüsterte Sankt Peter etwas ins Ohr.

„Schon gut! Nun, Mutter Kiliane, komm einmal näher. Kennst du diese da?" Er deutete auf den Engel, der neben seinem Sitz stand. „Kennst du sie?"

„Ach, mein Mariannele!“ rief die entzückte Mutter.

„Ja, du bist es. Ach, wie groß bist du geworden und wie schön, und zwei Flügel hast du auch wie ein richtiger Engel. Ach, Kind, wie gern tät' ich dich küssen! Aber ich habe ja nicht einmal mein Feiertagsgewand an und die Korallenschnur mit dem silbernen Anhänger. Aber der da“ — sie wies auf den Tod — „hat mir nicht Zeit gelassen, mich feiertägig anzuziehen.“

Der Engel fiel der Mutter um den Hals, und die beiden herzten und liebkosten sich. Nach dem verstorbenen Grafen und seinem Empfang zu fragen, fiel der Alten nicht ein.

„Wer ist denn aber der da?“ fragte sie und deutete auf einen stattlichen Engel, der einen sonnenhellen Harnisch und einen goldenen Helm trug. „Das ist wohl der Erzengel Michael. Gerade so hängt er in unserer Kirche abgemalt in einem breiten Goldrahmen.“

„Aber, Mutter Kiliane,“ sprach Sankt Peter, „sieh ihn doch nur genau an, ob du ihn nicht kennst.“

Die Alte schirmte ihre Augen mit der Hand und sah dem Engel unter den blinkenden Goldhelm.

„Herr Gott, mein Aloys!“ ſchrie ſie auf. „Ja, du biſt's. Aber ſo vornehm! Du biſt wohl Offizier geworden?“

„Das gibt's hier oben bei uns nicht,“ erklärte Petrus.

„Hier gibt es nicht Rang und Stand. Der Grenadier Aloys iſt ebenſo gut wie ein General, und die Mutter Kiliane iſt nicht geringer als eine Königin, vorausgeſetzt, daß es gut um das Schuldbuch ſteht. Darauf kommt's an. Dein Aloys hat aber die Wache auf dem Weg, der nach der Hölle führt, und muß aufpaſſen, daß kein Teufel da herauf kommt. Heute hat er Urlaub bekommen, weil du, ſeine Mutter, zu Beſuch da biſt. Und wenn du erſt einmal ganz bei uns biſt, wird er in den Ruheſtand verſetzt, damit ihr euch zuſammen freuen könnt. — Nun will ich euch in den Himmelsſaal eintreten laſſen. Merk auf, Mutter Kiliane. Der auf dem goldenen Thron in der Mitte iſt Gott Vater. Verbeuge dich, ſprich ein Gebet und gehe dann gleich weiter, denn erſtens ſchickt es ſich nicht, daß du Seine Trinität angaffſt wie ein Meerwunder, und zweitens können deine Augen den himmliſchen Glanz noch nicht vertragen. Das lernt ſich erſt nach und nach.“

Mit dieſen Worten öffnete Sankt Peter die kleine Tür, die in das große Tor eingeſchnitten iſt, und ließ die Mutter mit ihren Kindern in den Himmelsſaal eintreten.

Zu dem Tod aber, der demütig vor ſeinem Stuhl ſtand, ſprach er: „Ich will dich nicht länger aufhalten; du kannſt gehen. Und auf die Mutter Kiliane brauchſt du nicht zu warten. Die kommt nicht wieder. Denn wer einmal die ewige Seligkeit geſchmeckt hat, der ſehnt ſich nicht nach der Erde zurück.“

Der Wechſeltaler

Beim Hahnenwirt war's geſteckt voll. Morgen iſt Kirchtag, darum haben ſich ſchon heute allerhand fremde Leute eingefunden, die das morgige Feſt zu verherrlichen oder zu genießen gedenken.

Der vornehmſte der Zugereiſten war wohl der junge Geiſtliche, der neben dem Herrn Pfarrer im Herrenſtüblein bei der Flaſche ſaß. Er war der Schweſterſohn der Hahnenwirtin und im Ort ſehr bekannt. Als er das letzte Mal hier geweſen, hieß er noch Student, jetzt trug er auf dem mit kurzen Haaren bedeckten Scheitel bereits einen kleinen, runden, kahlgeſchorenen Flecken. Er war gekommen, um am nächſten Tage eine Meſſe zu leſen, und das ganze Dorf freute ſich darauf, am meiſten aber die Verwandten des jungen Herrn, die Hahnenwirtin voran.

Eine faſt noch größere Anziehung als der junge Prieſter bildete der Dachstoni, ein alter Burſch im Jägerwams. Sein graues Hütlein war mit allerlei Federn reich beſteckt. Er war tief im Gebirg daheim und auf allen Kirchtagen und Jahrmärkten bekannt. Er war Beſitzer einer Scheibe, nach der man mit einer Bolzenbüchſe ſchoß. Traf einer das Zentrum, ſo ſprangen allerlei luſtige Figuren hervor, ein Hanswurſt, ein altes Weib, der wilde Jäger oder der Teufel ſelbſt. Außerdem handelte der Dachstoni mit abſonderlichen Rehgehörnen und ſeltenen Federn, verkaufte auch Fleckſeife, einen Kitt, der zerbrochenes Geſchirr aller Art zuſammenleimte, daß der Sprung nicht mehr zu erkennen war. Das beſte aber am Toni war ſeine Fingerfertigkeit. Alle Arten von Kartenkunſtſtückchen verſtand er und noch vieles andere. Eine große Schüſſel voll Heu zu verſpeiſen war ihm eine Kleinigkeit. Nach gehaltener Mahlzeit ſpie er Feuer wie die Schlange in der Zauberflöte und zuletzt zog er ſechzig Ellen Seidenband aus ſeinem Mund.

Als heute abend der junge, geiſtliche Herr an den Tiſch getreten war, um den Künſten Tonis zuzuſehen, fuhr dieſer dem Geiſtlichen plötzlich in

die Tasche des ehrwürdigen, schwarzen Rockes und zog ein Meerschwein hervor, dann noch eins und dann noch viele, bis der ganze Tisch von den quiekenden, bunten Kreaturen wimmelte, und als der Flurschütz eintrat und Feierabend gebot, lüftete er dessen Dreispitz, und ein Volk Spatzen schwärmte hervor, also daß sich der Wächter entsetzte und die übrigen in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Mählich verloren sich die Gäste, nur um den Sitz des Dachstoni saßen noch einige und unterhielten sich an den Kunststücken und Schnurren, die der Fahrende zum besten gab.

„Wißt ihr, was das ist?" fragte der Künstler und hielt seinen Zuhörern ein Geldstück unter die Augen. „Das ist ein sogenannter Georgstaler. Seht, da steht der Heilige und stößt dem Drachen seinen Spieß in den Rachen. Aber das ist noch lange nicht alles. Doch zuvor muß ich euch erzählen, wie ich zu dem Taler gekommen bin."

Er drückte die Asche in seinem Porzellanpfeifenkopf zusammen, tat ein paar Züge und erzählte dann: „Meine Großmutter — Gott verhelfe ihr zu einer fröhlichen Urständ! — war als Wehmutter im ganzen Land und noch drüber hinaus berühmt und hochgeehrt.

Eines Abends spät klopft es an ihrem Fensterladen, und wie sie aufmacht und hinausschaut, steht draußen auf der Gasse ein kleines, ellenhohes Männlein und spricht: ‚Frau Gevatterin, es ist eilig, ihr sollt zu einer Frau kommen, die in Kindsnöten liegt.‘ Meine Ältermutter zieht den Mantel an, nimmt ihre Tasche und geht hinaus. ‚Wo ist denn die Frau?‘ fragt sie, und der Wicht erwidert: ‚Das werdet Ihr sehen. Folgt mir und fürchtet Euch nicht, es geschieht Euch nichts Böses.‘ Und so sind sie halt selbander fortgegangen bis an den Habichtskogel. ‚Da geht der Weg hinein,‘ spricht der Wicht und schlüpft wie ein Fuchs in einen engen Gang, meine Großmutter hinterdrein. Wie sie eine Weile gegangen sind, wird der Gang weiter und hell. Dann kommen sie in einen hohen, weiten Saal, der von Unterirdischen wimmelt, von Männlein und Weiblein. Dann geht's wieder durch Gänge und Gemächer, bis sie endlich an Ort und Stelle kommen, wo ein winziges Weiblein mit einer goldenen Krone auf dem Kopf der Wehmutter harrt. Meine Großmutter tat, was ihr Pflicht, und das Erdweiblein wird glücklich entbunden. Ob es ein Bub oder ein Mägdlein war, weiß ich nicht. Und darauf

wird meine Großmutter auf dem Weg, den sie gekommen, wieder aus dem Berg hinausgeführt. Am Ausgang der Höhle bleibt ihr Führer stehen, sagt schön' Dank und spricht: ‚Da, Frau Gevatterin, habt Ihr Euren Lohn' und gibt der Alten diesen Taler, den ihr hier in meiner Hand seht.

Meine Großmutter — das hab' ich aus ihrem eigenen Mund — war eigentlich auf mehr gefaßt gewesen, denn man erzählte sich damals Wunderdinge von den Unterirdischen. Sie sollten Haufen gelben Goldes hüten und dankbar, wie sie sind, den Sterblichen davon mitteilen. Aber sie stellte sich zufrieden, nahm den Taler und ging nach Hause. Daß sie aber mit dem Taler nicht schlecht gefahren, das merkte sie bald, denn es war ein Hecketaler. Und nun gebt Obacht!"

Der Dachstoni legte den Taler auf die flache Hand, murmelte ein paar unverständliche Worte und wandte das Geldstück. Ein funkelnagelneuer Groschen lag darunter. Er wiederholte das Stück; wieder lag ein Groschen unter dem Taler, und das geriet noch ein paarmal. Die Zuschauer sperrten Mäuler und Nasen auf. So etwas hatten sie noch nicht gesehen.

„Aber," fuhr der Dachstoni fort, „das ist noch

nicht alles, was mein Taler kann. Er iſt nicht nur Hecketaler, er iſt auch Wechſeltaler. Wenn ich ihn heute wechſele und klopfe morgen an meine Taſche mit dem Spruch:

Taler, Taler, komm zurück;
Mir und keinem andern Glück!

ſo habe ich den Taler wieder in meiner Taſche und die eingewechſelte Münze dazu. Es iſt aber eine ſchlimme Sache um den Beſitz eines Wechſeltalers, und wenn mich über kurz oder lang der Teufel holt, ſo iſt der Wechſeltaler ſchuld daran. Darum hüte ich mich auch wohl, ſeine Kraft zu verſuchen. Zweimal habe ich es doch getan, hoffe aber, daß mir die ewige Seligkeit darum nicht verſchloſſen bleibt. Einmal habe ich ihn dem Exekutor gegeben, der mich wegen rückſtändiger Steuern auspfänden wollte, das zweite Mal habe ich ihn einem argen Juden gegeben, der mich beim Viehhandel betrogen, und einen Steuerexekutor und einen Juden hinters Licht zu führen, das ſind keine Sünden."

Und der Meinung waren auch die Bauern.

Die blonde Kellnerin Reſi, die hinter dem Ofen ſaß, hatte aufmerkſam zugehört und dabei emſig an ihrem Mieder geneſtelt. Jetzt trat ſie an den

Tisch heran und sprach: „Die Kraft Eures Talers möchte ich wohl versuchen. Gebt her; ich will ihn Euch wechseln.“

Sie empfing das Geldstück und ging an einen anderen Tisch unter die Hängelampe, um das Kleingeld ihrer Ledertasche zu entnehmen.

Sie schien aber bald anderen Sinnes geworden.

„Nein, Dachstoni,“ sprach sie, „ich will es lieber doch sein lassen.

Hat dich der Teufel bei einem Haar,
Hat er dich auch ganz und gar.

Da habt Ihr Euren Wechseltaler wieder.“

Sprach's und schnippte dem Dachstoni das Geldstück zu. Der fing es geschickt mit Daumen und Zeigefinger und steckte es in die Tasche.

„Wie du willst,“ sprach er. „Aber wenn du meinen Taler nicht annimmst, muß ich dir die Zeche bis morgen schuldig bleiben.“

„Ihr seid mir gut,“ entgegnete die Kellnerin und setzte sich wieder in ihren Ofenwinkel.

Die Gäste gingen und der Dachstoni suchte sein Nachtlager im Stall. Die Wirtsstube war leer; nur die Kellnerin und der junge Geistliche, der morgen Messe lesen wollte, waren zurückgeblieben.

Der letztere ging auf das Mädchen zu, hob den Finger in die Höhe und sprach ernst: „Resi, Resi, du wandelst auf schlechten Wegen. Ich weiß, was du getan hast. Du hast, während der Strolch erzählte, einen Taler von deinem Mieder losgemacht — sieh, da hängt das ledige Silberkettlein — und hast ihn gegen den Teufelstaler gewechselt. Resi, das nimmt kein gutes Ende.

Mit diesem Taler bist du der Hölle verfallen, wenn du nicht meinen Rat befolgst. Wirf das Geldstück von dir, wirf's in das tiefste Wasser, oder noch besser, steck es morgen in den Opferstock. Dann wird der Zauber zu nichte. Schau, du bist eine brave, saubere Dirn. Ich habe mir immer gedacht, du wirst einmal, wenn ich Pfarrer bin, und das werde ich in ein paar Jährlein, meine Köchin. Dann hast du's gut. Aber mit dem Teufelsgeld, dem Wechseltaler, nehme ich dich nimmermehr. Also tu, was ich dir sage und entledige dich des üblen Schatzes. Wirf das Geldstück in den Opferstock."

Die blonde Resi war ganz niedergeschmettert. Sie küßte dem geistlichen Herrn die Hand und versprach ihm zu folgen.

So schlecht geschlafen wie in dieser Nacht hatte

die Reſi noch nie. Erſt träumte ſie von dem unterirdiſchen Volk im Habichtskogel, dann von der Hölle, und da ging's grauſlich zu. Gerade wie ihr die Teufel den glühenden Wechſeltaler auf die Stirn drücken wollten, wachte ſie auf.

Im Haus war noch alles ſtille, nur in den Ställen war's lebendig. Reſi zog ſich an, betrachtete den eingewechſelten Taler und ging nach der Küche. Es dauerte nicht lange, ſo trat eine alte Frau hinein, die einen Korb mit Schwämmen am Arm trug.

Die Alte war in der ganzen Umgegend als Hexe verrufen; ſie entzog den Kühen und Geißen die Milch, verſtand Liebestränkchen zu brauen und ritt in der Walpurgisnacht auf dem Beſen zum Blocksberg. Reſi meinte, wenn ſie an der Hexe die Kraft des Wechſeltalers verſuchte, ehe ſie denſelben in den Opferſtock würfe, ſo könnte das keine große Sünde ſein.

„Was bringt Ihr, Mutter Urſel?"

„Steinpilze, mein Töchterchen, ſchöne, friſche, zarte Steinpilze, geſtern erſt geleſen. Und billig! Fünf Groſchen und ein Schnäpslein extra. Dafür ſollſt du den ganzen Korb haben."

Die Kellnerin Reſi beſah die Schwämme.

Heute am Kirchtag kommen Stadtherren heraus aufs Dorf. Die lieben dergleichen.

„Vorgestern," hob die Alte wieder an, „bin ich in der Stadt gewesen, und wie ich durchs Tor gehe, wer begegnet mir da auf einem schwarzen, glitzernden Pferd? Der Offizier, der im Frühjahr bei euch im Quartier lag. Er kannte mich noch und fragte auch gleich nach dir. ‚Ist die schöne Resi noch im Hahnenwirtshaus?' fragte er. — ‚Ja freilich.' — ‚Sagt ihr einen Gruß von mir und fragt sie, ob es ihr recht wäre, wenn ich einmal heraus geritten käme, denn zu mir in die Stadt kommt sie doch nicht.' — ‚Ich will's ausrichten,' versprach ich, und nun hab' ich's ausgerichtet, und du weißt nun, woran du bist. O, er ist ein gar zu lieber Herr, der Herr Hauptmann. Gelt, Resi?"

„Niederträchtige Kupplerin," sprach Resi vor sich hin. „Nein, dich zu betrügen ist kein Verbrechen. Könnt Ihr mir auf einen Taler herausgeben, Frau Ursel?"

„Freilich kann ich das." Die Alte empfing den Wechseltaler, nestelte an einem Lederbeutelchen und zählte fünfundzwanzig Groschen auf den Küchentisch. Dann schüttete sie ihre Steinpilze in eine Schüssel und ging.

Die Kellnerin Reſi ſtieg mit klopfendem Herzen in ihre Dachkammer hinauf. Das Muttergottesbild in der Ecke wagte ſie nicht anzuſchauen. Sie verriegelte die Kammertür, ſchlug an ihre Taſche und murmelte:

„Taler, Taler, komm zurück,
Mir und keinem andern Glück."

Dann griff ſie mit zitternder Hand in ihre Taſche und zog heraus fünfundzwanzig Groſchen, darunter zwei falſche.

Am Vormittag um elf Uhr ging ſie ſonntäglich gekleidet nach der Kirche.

Bei ſeinem Kram ſtand der Dachstoni, eine dicht gedrängte Menſchenmenge um ihn. Er hatte — Reſi konnte es ganz deutlich ſehen — den Taler, den ſie ihm gegen den Wechſeltaler zugeworfen hatte, auf der Hand liegen, wandte ihn um und um und ſteckt die Groſchen, die unter ihm lagen, in die Weſtentaſche. „O du heilloſer Gaukler!"

In der Kirche zelebrierte der Neffe der Hahnenwirtin die Meſſe. Reſi betete andächtig, und als nach der Meſſe der junge Prieſter in den Beichtſtuhl ging, war Reſi ſein erſtes Beichtkind. Auch in den Opferſtock fiel eine reichliche Spende, wenn auch kein Wechſeltaler.

Ob der Dachstoni den Tauſch ſpäter gemerkt hat, weiß ich nicht zu melden, ebenſowenig, ob die blonde Reſi Pfarrköchin geworden iſt. Aber der junge Prieſter iſt bereits Kaplan, und der alte Pfarrer hat ſchon zwei Schlaganfälle gehabt.

Die Wasserfrauen

An einem kleinen, schwarzgrünen Waldsee saß ein junger, ritterlich gekleideter Mann, und neben ihm stand auf seinen Stock gelehnt der Schäfer, die Schafe weideten am Ufer des Sees bis in den Wald hinein.

„Sie ist nicht ertrunken," sagte der Schäfer. „Der See behält keinen Toten länger als drei Tage, dann spült er die Leiche an das Land. Nein, sie ist nicht ertrunken. Auch hat der Herr Vater den See genau untersuchen lassen. Ich war auch unter den Männern, und gewiß hätten wir die Ertrunkene gefunden. Ich glaube zu wissen, was aus dem schönen Fräulein geworden ist. Aber hier ist von solchen Dingen nicht gut reden. Wollt Ihr heute abend zu mir kommen, so will ich Euch mit meiner Wissenschaft gern dienen."

Der junge Gesell sagte sein Kommen zu und trennte sich von dem Schäfer. Er war ein Fremder

und war an den See gekommen, um nach ſeiner verlorenen Braut zu forſchen. Im vergangenen Herbſt war ſie mit ihrem Vater dageweſen. Der Alte hatte die ſtärkende Heilquelle des nahen Bades gebraucht, und das ſchöne Töchterlein war den ganzen Tag durch Wald und Flur geſtrichen. Am liebſten aber hatte das Fräulein auf einem Stein am See geſeſſen und geangelt. Eines Abends kam ſie nicht nach Hauſe und war von da an verſchwunden. Ihr Vater, der ein reicher Kaufherr war, ließ die ganze Gegend durchſuchen und ſchließlich auch das Waſſer des Waldſees, aber die Tochter kam nicht wieder. Er mußte ſchließlich allein nach Hauſe reiten. Nun war der Verlobte des Mädchens gekommen, um Nachforſchungen anzuſtellen.

Am Abend ſaß er vor dem Häuschen des Schäfers neben dieſem auf der Steinbank und hörte, was der alte Mann berichtete: „Eure Liebſte iſt von den Waſſerfrauen geraubt und wird auf dem Grunde des Sees, wo die Nixen ein Schloß haben, feſtgehalten. Nun hört, was ich Euch rate. Werbt Muſikanten und ladet die Burſchen und die Mädchen zum Tanz unter der Dorflinde. Dann habt acht. Die drei Waſſerfrauen kommen zu jedem Tanz, und man erkennt ſie an dem naſſen

Saum ihrer weißen Gewänder. Macht Euch an die Nixen, tanzt mit ihnen und tut ihnen schön, vielleicht erfahrt Ihr bei dieser Gelegenheit etwas über Eure Braut.“ So sprach der alte Schäfer.

Am nächsten Sonntag lockten die Fiedeln das junge Volk zu der Linde. Die Musikanten taten ihr Bestes, und die Jugend schwang sich fröhlich im Kreise. Auf den Steinbänken aber saßen die Alten und ließen sich den gespendeten Trank munden. Hier saß auch der, der das Fest gab, und musterte die Dorfschönen, aber unter den Blonden und Braunen war keine Nixe mit nassen Gewändern.

Als es dunkelte, wurden Windlichter angezündet, denn die Lustbarkeit sollte bis tief in die Nacht hinein dauern. Und als die Abendglocke verklungen war, siehe da waren auf dem Plan vier verschleierte Jungfern erschienen mit Heckenrosen in den langen, gelben Haaren. Die Dorfschönen wichen scheu zur Seite. Der junge Fremde aber ging auf die schönen Mädchen zu und forderte eins derselben zum Tanz auf.

Sie flog leicht über den Boden wie eine Flaumfeder, aber sie schien stumm zu sein, denn kein Wort kam über ihre Lippen. Erst als die Spiel-

leute ihre Instrumente absetzten und der Jüngling seine Tänzerin zurückführte, gewann sie Worte und sprach:

„Die du suchst ist nicht ertrunken,
Wohnt nicht bei den Fischen und Unken."

Das Herz des Jünglings schlug freudig. Er fragte und fragte, aber die Nixe blieb stumm. Da forderte er die zweite zum Tanz auf. Es erging ihm mit dieser wie mit der ersten. Anfangs stumm wie ein Fisch sagte sie zuletzt:

„Dein Bräutlein wohnt im Prunkgemach,
Das hat ein grün kristallen Dach."

Nun tanzte der junge Ritter mit der dritten Nixe, und diese sprach, als der Tanz geendet war:

„Viel Freuden man dem Bräutlein beut,
Die höchste Freude winkt ihm heut."

„Nun aber müssen wir gehen," setzte sie hinzu. „Die zwölfte Stunde wird bald schlagen, und die treibt uns nach Hause. Doch mit unserer Muhme mußt du noch einen Tanz wagen." Mit diesen Worten winkte sie die vierte Wasserfrau herzu und legte sie dem Jüngling in die Arme.

Ihr Schleier sank nieder, und der Jüngling

hielt ſeine Braut im Arm. O Seligkeit, o Seligkeit!

Die drei Nixen winkten und verſchwanden. Vom Kirchturm ſchlug es zwölf, den beiden Brautleuten aber klang es wie Engelszungen und Hochzeitsglocken.

Der Regiſtrator und die Schwanenjungfrau

Der Herr Regiſtrator Puppenkopf war ein ſehr brauchbarer und beliebter Mann. Aber ſeit er ſeine brave Frau verloren, war es nicht ganz richtig mit ihm, ſo ſagten die Leute. Er hatte nach dem Abſterben ſeiner Gattin eine Zeitlang wie ein Junggeſelle im Kaffee- und im Wirtshaus gelebt. Jetzt aber ſehnte er ſich wieder nach einer Art von Häuslichkeit, und er hatte im Tageblatt bekannt gemacht, er ſuche gegen guten Lohn eine Wirtſchafterin. Es hatte ſich jedoch bis jetzt noch keine paſſende Perſon gefunden.

Eines Nachmittags ſaß der Herr Regiſtrator in ſeinem Hausgarten. Der Garten gehörte ihm eigentlich nicht, ſondern er hatte nur die Benutzung als Mietsmann des Hauſes, wo er mit einigen Familien wohnte. Er ſaß alſo im Hausgarten und rauchte aus einer langen Pfeife. In der

nahen Laube hatten ein paar Kinder, oder soll man sie junge Mädchen nennen, Platz genommen, regten die Stricknadeln und hörten, was eine von ihnen aus einem Buche vorlas. Und der Registrator hörte auch zu.

Das Mädchen las die wundersame Geschichte von der Schwanenjungfrau, die jedes Jahr zu einer gewissen Zeit in Schwanengestalt an einen gewissen See kam, und der ein Mann den Schleier raubte, also daß sie sich nicht wieder in einen Schwan verwandeln und fortfliegen konnte. Und sie wurde die Frau des Schleierräubers, und wenn sie nicht gestorben sind — — — — — — —

Den Backfischchen gefiel die Geschichte über alle Maßen und nicht minder dem lauschenden Registrator. Die Luft war heiß, und die Sonne brannte auf Puppenkopfs Hauskäppchen, daß er tief seufzte.

Da sah er jenseits des Gartenzauns zwischen den Weidenbüschen, die den Ententeich umsäumten, eine weibliche Gestalt. Sie war schlank und gut gewachsen und hatte flachsblondes Haar. Und der Registrator liebte das, denn seine Selige hatte auch flachsblondes Haar gehabt.

Die Mädchen waren mit Strickzeug und Märchenbuch gegangen, und der Registrator knöpfte sich

die Weste auf, stellte die Pfeife beiseite und wollte eben die Augen schließen, denn er war sterbensmatt. Er sah noch, wie die flachshaarige Schöne ein weißes Gewebe über den Weidenbusch hing, und dann schlief er ein.

Als er wieder erwachte, wollte die Sonne zur Küste gehen. Er hatte von der Schwanenjungfrau geträumt, so schön und lebhaft, wie er noch nie geträumt hatte. Das weiße Tuch hing noch über dem Busch, die blonde Schöne aber war verschwunden.

„Jetzt badet sie im Ententeich," dachte der Registrator, „und dort über der Weide hängt ihr Zauberschleier. Wenn ich den raube, so muß sie zu mir kommen, und dann hängt es von mir ab, ob ich sie behalten will oder nicht."

Eins, zwei, drei war er am Ententeich und ergriff den Zauberschleier. Niemand war in der Nähe, der den Raub bemerkt hätte. Dann trug er das Schleiertuch in seine Behausung und barg es in einer Lade.

Es dauerte nicht lange — der Registrator saß in seinem ledergepolsterten Lehnstuhl und las das Abendblatt — so wurde an die Tür geklopft. Er öffnete, und herein trat die flachshaarige Schwanen-

jungfrau. „So mußte es kommen," dachte der Regiſtrator. „Was ſteht zu Dienſten, mein ſchönes Kind?" fragte er dann. „Bin ich hier recht?" ſprach das Mädchen. „In der Zeitung las ich, daß eine Wirtſchafterin geſucht wird, und in der Expedition wies man mich hierher."

„Wie ſchlau ſie iſt, die Schwanenjungfrau," dachte Puppenkopf. „Alſo meine Wirtſchafterin wollen Sie werden?"

„Ja, und ich glaube, daß ich das Amt gut verſehen werde. Ich habe zwei Jahre lang im Weißen Schwan gedient."

„Aha!" machte der Regiſtrator.

„Erſt habe ich die Gäſte bedient, dann aber war ich in der Küche tätig und lernte kochen. In feinen Mehlſpeiſen bin ich beſonders ſtark. Auch auf die Wäſche verſtehe ich mich."

„Hm, das läßt ſich hören."

Es wurde noch mancherlei hin und her geſprochen, und ſchließlich wurde das Mädchen als Wirtſchafterin angenommen.

„Und ſie iſt doch die Schwanenjungfrau," ſagte der Regiſtrator, der bemerkt hatte, daß der Saum ihres Kattunkleides naß war. „Das gibt ein ſchönes Abenteuer."

Anfangs ging's herrlich. Die Schwanenjungfrau kochte gut und nahm zum Kaffee niemals Zichorie. Allerdings brauchte ſie auch mehr Marktgeld als die ſelige Frau Puppenkopf gebraucht hatte. Und der Herr Regiſtrator war ein ſehr aufmerkſamer Gebieter. Einen neuen Hut und ein Umſchlagtuch hatte er ohne weiteres gewährt. Eines Morgens vor dem Marktgang kam die Haushälterin, hüſtelte und klagte über die zugige Kammer, in der ſie untergebracht war. „Da ſteht das Zimmer der verſtorbenen Frau," bemerkte ſie, „leer und unbenützt, und ich ſterbe faſt vor der böſen Zugluft in meinem Dachkämmerchen. Wie wär's, Herr Regiſtrator, wenn ich da hineinzöge; ich wäre Ihnen ja auch näher."

Die Bedenken, die Puppenkopf anfangs hatte, ſchwanden bald, und am folgenden Tag zog die Schwanenjungfrau in die Stube der Seligen. Ein paar Tage darauf hatte ſie ein anderes Anliegen. „Daß ich den ſchweren Marktkorb ſelber tragen muß!" klagte ſie. „Ich bin dergleichen nicht gewohnt."

„Freilich," dachte der Regiſtrator, „als Schwan wirſt du keinen Marktkorb zu tragen gehabt haben." Und Tags darauf ward eine junge Magd ins

Haus genommen, die der Schwanenjungfrau den Marktkorb trug und die grobe, häusliche Arbeit verrichtete.

Der Registrator machte zwar ein finsteres Gesicht, aber er lächelte wieder, als die blonde Wirtschafterin sagte: „Sie werden täglich jünger, Herr Registrator."

* * *

Das Jägerhaus war eine vielbesuchte Gastwirtschaft vor der Stadt. Dort hatte der Registrator Puppenkopf, bevor die Schwanenjungfrau in seine Häuslichkeit gekommen, viel verkehrt und allabendlich mit dem Oberkanzleirat, seinem Vorgesetzten und dem Sanitätsrat Zittmann einen Skat gespielt.

Diese beiden Herren saßen heute an ihrem Stammtisch, mischten die Karten und schauten zuweilen durch das Fenster nach dem fehlenden dritten Mann.

„Er kommt auch heute nicht," brummte der Oberkanzleirat. „Daß ein Mann auf solche Abwege geraten kann."

„Hier sitzt's," sagte der Sanitätsrat und tippte auf die Stirn. „Er ist mir schon längst aufge-

fallen. Jetzt bildet er sich ein, er habe eine Seejungfer, so eine Art Melusine im Haus und girrt um sie wie ein Ritter Toggenburg."

„Ja, es ist ein Skandal," sagte der Oberkanzleirat. „Ein Mann in seinen Jahren! Ich kenne sie wohl, diese Schwanenjungfrau. Sie ist früher im Schwanen Kellnerin gewesen und taugt nicht viel. Weiß der liebe Himmel, wie sie's angefangen hat, den Registrator zu umgarnen. Er war wohl vor seiner Verheiratung ein leichtes Tuch, aber später ein musterhafter Ehemann. Und eine Arbeitskraft! Keiner auf dem Bureau tat's ihm gleich. Über kurz oder lang wäre er Archivar geworden, dann Archivrat, später geheimer — o es ist jammervoll zu sehen, wie sich dieser Mann, dem die höchsten Ehrenstellen beschieden waren, verirrt hat. — Spielen wir eine Partie Sechsundsechzig?"

„Nein," erwiderte der Sanitätsrat. „Jetzt spielen, wo ein Freund dem Abgrund zutaumelt. Machen wir uns lieber sofort auf den Weg und suchen wir womöglich den Verführten zu retten." Sie bezahlten ihre Zeche und gingen.

Bevor die beiden Herren in die Wohnung des Registrators eintraten, sprach der Oberkanzleirat:

„Mein Freund, gehen Sie zunächſt allein zu dem Unglücklichen. Ich werde mittlerweile ein Wort mit der neuen Wirtſchafterin reden, und zwar ein ernſtes Wort. Ich weiß, der Schwanenwirt nimmt ſie wieder, wenn ſie ſich meldet und ein gutes Wort gibt; ſie iſt im Grund genommen eine brauchbare Perſon."

Der Sanitätsrat trat allein bei Puppenkopf ein.

„Guten Tag, alter Freund!"

„Guten Tag."

„Reiche einmal deinen Puls her."

Der Regiſtrator ſtreckte dem Arzt die Hand hin und gleichzeitig ſeine Zunge aus dem Mund.

„Alles in Ordnung," ſagte der Sanitätsrat tröſtend. „Aber was ſind das für tolle Geſchichten mit der Seejungfer?"

„Schwanenjungfrau," verbeſſerte der Regiſtrator. „Ja, Freund, das iſt allerdings eine wunderbare Geſchichte, und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß einem fünfzigjährigen Mann, der Regiſtrator iſt, dergleichen geſchehen könne. Aber höre nur zu." Und nun erzählte er ſein Abenteuer von dem geraubten Schleier.

„Laß mich doch einmal den Zauberſchleier ſehen."

Der Regiſtrator öffnete ſeine Lade und entnahm derſelben ein Stück Leinwand.

„Aber alter Freund,“ rief der Doktor, indem er das Stück Zeug entfaltete, „das iſt ja eine Schürze, wie ſie die Kellnerinnen tragen.“ Und er warf den Zauberſchleier über die Lehne eines Stuhles.

„Ich weiß, daß es dir ſtets Vergnügen macht, mir eine Freude zu verderben. Eine Schürze, ſagſt du. Ich aber weiß, was ich weiß. Und wenn du nur gekommen biſt, um mich zu ärgern — dort iſt die Tür.“

„Es fällt kein Baum auf einen Streich,“ brummte der Sanitätsrat und ging. Draußen traf er den Oberkanzleirat.

„Ich habe mit der Perſon geſprochen,“ berichtete dieſer. „Sie geht noch heute. Aber ſie hat den Regiſtrator ſchön geſchoren. Sorgen wir nur, daß das Stadtgerede bald verſtummt.“

Der entrüſtete Puppenkopf war in ſeinen Lederſeſſel geſunken, nachdem ſich Sanitätsrat Zittmann entfernt hatte; vielleicht konnte er ſeinen geſtörten Nachmittagsſchlummer wieder beginnen.

Er war auch wirklich eingenickt. Da vernahm er ein ſonderbares Geräuſch. Er blinzelte mit den

Augen und sah Wunderbares. Die Stubentür wurde leise geöffnet und herein trat seine Schaffnerin. Sie ging geradeswegs auf den Stuhl zu, über welchem der Zauberschleier hing. „Da finde ich dich," sprach sie leise, „und ich glaubte dich am Ententeich verloren zu haben. O du alter Spitzbub," setzte sie hinzu und schüttelte die Faust nach dem Schlummernden. Im nächsten Augenblick rauschte es, und ein großer Schwanenvogel flog durch das offene Fenster. Der Registrator taumelte in die Höhe. Der Schwanenschleier war verschwunden, und in der Luft draußen schwamm fern etwas wie eine weiße Feder. Dann verschwand sie. Auf der Diele aber waren breite, nasse Fußspuren sichtbar.

„Gott sei Dank, daß sie fort ist," sprach Herr Puppenkopf aufatmend. „Das war ein übles Abenteuer."

Am nächsten Tag kam der Sanitätsrat wieder. „Sie ist fort," jubelte ihm der Registrator entgegen, „fort mitsamt dem Schwanenschleier, den du für eine Schürze gehalten hast. O, wie bin ich glücklich! Ich glaube, Freund, ich war in den letzten Wochen ernstlich krank." „Das warst du, Puppenkopf," bestätigte der Sanitätsrat, „aber nun

bist du genesen. Doch eins muß ich dir noch verordnen. Nimm augenblicklich deinen Hut und dein Bambusrohr und folge mir auf das Jägerhaus. Dort sollst du deinen Skat spielen; der Oberkanzleirat wartet schon."

Der Bilſenſchnitter

Es hatte ſeit Monaten nicht geregnet, und nun, da die Ernte beginnen ſollte, zogen Wolken auf, und von allen Seiten her kamen Unglücksnachrichten von ſchweren Gewittern und verderblichen Hagelſchlägen. Die Flur, in welcher das vorfiel, was wir jetzt erzählen wollen, war bisher verſchont geblieben, und das war gut, denn nirgends ſtanden die Halmfrüchte ſo ſchön wie hier.

Es war Sonntag. Die Bauern ſaßen vor der Schenke, die draußen vor dem Dorf gelegen war, an ungehobelten Tiſchen und zechten. Da ſaß auch eine Schar fremder Arbeiter, die, wie das jedes Jahr geſchah, gekommen waren, um ihre Dienſte als Schnitter anzubieten. Die zwölf braunen Geſellen, die hier tranken, waren bereits gemietet, und zwar von dem dicken Kilian, dem ſchwerſten Bauern im Gau. Morgen ſollte die Arbeit beginnen.

„Hört, Nachbar Urban," redete Kilian einen

an ebendemſelben Tiſch ſitzenden Bauern an, „hört, Ihr tätet auch wohl, ein paar Schnitter zu dingen, denn lange hält das ſchöne Wetter nicht mehr an, und Ihr, Eure Kreſzenz und Paul zwingt die Arbeit nicht ohne Hilfe.“

Der Angeredete ſchnalzte mit den Fingern und ſagte: „Meint Ihr, es kommt Regen, weil des Herrn Lehrers Wetterglas gefallen und vielleicht Euer Laubfroſch ins Waſſer geſtiegen iſt? Ich habe einen beſſeren Barometer, das iſt meine Schußwunde im Bein. Solange die nicht wehtut, gibt es keinen Regen.“

„Tut nicht ſo zuverſichtlich,“ warnte Kilian. „Und ich wette mit Euch, daß ich meinen Weizen trocken hereinbringe ohne andere Hilfe als die meiner Tochter und meines Knechtes. Ich ſetze das Weizenfeld, das an Eure Äcker ſtößt. Was ſetzt Ihr dagegen?“

„Meine Waldſpitze, auf die Ihr ſchon lange ein Auge geworfen habt.“

„Es gilt,“ riefen beide, und die harten Hände ſchlugen ineinander. Dann erhob ſich Kilian und ging mit den gedungenen Schnittern. Urban blieb mit ſeiner Tochter Kreſzenz noch beim Krug ſitzen. Zu Vater und Tochter geſellte ſich noch ein dritter,

das war der Knecht Paul. Er wies ſchweigend mit dem Zeigefinger nach den Waldbergen, über welchen ſich ein graues Wolkengebirg aufgebaut hatte. „Wenn Ihr nur nicht gewettet hättet!“ ſprach der Knecht ſorglich.

Da kam noch einer herbei, das war ein wandernder Krämer, der vor dem Wirtshaus ſeinen Kram aufgeſchlagen hatte und Seidentüchlein, Spiegel und Kämme feil bot.

„Meiſter Urban,“ ſagte der Hauſierer zu dem Bauern, „wenn Ihr mir in Eurer Scheune oder im Stall Herberge geben wollt, ſo ſage ich Euch, wie Ihr es anfangen müßt, um Euren Weizen trocken einzufahren.“

„So laßt hören,“ erwiderte Urban und lud den Fremden ein, ſich am Tiſch niederzulaſſen, und das war eine große Ehre für den fahrenden Mann. Dieſer rückte ganz nahe und raunte dem Bauern ins Ohr: „Rufet den Bilſenſchnitter.“

„Den Bilſenſchnitter? Wer iſt das?“

„Kennt Ihr den hier zu Lande nicht? Bei mir daheim kennt ihn jedes Kind, und ich ſelbſt habe ihn einmal geſehen. Der Bilſenſchnitter mäht mit zwei Sicheln zugleich, die eine trägt er in der Hand, die andere am Fuß, und die Schwaden

fallen zu Boden wie die dürren Blätter im Herbſt. Wer der Bilſenſchnitter eigentlich iſt, das weiß ich nicht, und keiner weiß es. Einige ſagen, es ſei der böſe Feind ſelber, aber das glaube ich nicht. Denn der Teufel verlangt für ſeine Hilfe eine arme Seele, der Bilſenſchnitter aber begnügt ſich wie der Herr Pfarrer mit dem Zehnten. Den führt er im Sturm von dannen. Verſucht's mit dem Bilſenſchnitter; er hat ſchon manchem geholfen. Stellt Euch heute nacht auf einen Kreuzweg und ruft ihn. Ihr werdet's nicht bereuen."

Sie ſaßen noch lange beiſammen, ſprachen vom Bilſenſchnitter und anderen Unholden und vergaßen nicht des Trinkens. Das Gewitter, das vorhin aufgezogen war, mußte in einem der Nachbartäler niedergegangen ſein, denn der Himmel war wieder heiter, und der Wind wehte kalt.

Der Bauer Urban brach mit ſeiner Tochter auf, Paul der Knecht und der fremde Hauſierer mit ſeinem Kaſten gingen hinterdrein. Kurz vor dem Dorf kreuzten ſich die Wege. Früher hatte hier ein Bildſtock geſtanden; er war der heiligen Notburga geheiligt geweſen. Der war nun längſt verſchwunden, und an ſeiner Stelle ſtand ein buntgeſtreifter Wegweiſer, der ſeine Arme nach vier

Richtungen hin ausstreckte. Unter den Wegweiser stellte sich Urban und rief mit lauter Stimme: „Bilsenschnitter, ich rufe dich!“

Kreszenz war entsetzt und rief: „Vater, was tut Ihr?“ Auch der Knecht war erschrocken und sagte: „Bauer, das ist nicht wohlgetan. Wenn wir heute morgen um drei anfangen zu schneiden, so können wir Nachmittags den Weizen einfahren und brauchen dazu den Teufel und seine Großmutter nicht zu bemühen.“

Den Bauer reizte die Einsprache seines Knechtes. „Bilsenschnitter,“ rief er noch einmal, „schneide mir meinen Weizen bis zur nächsten Hahnenkraht, und du magst dir zum Lohn nehmen, was du magst.“

Der Bilsenschnitter ließ nichts von sich hören und sehen, und die vier Personen gingen nach Hause.

„Kind,“ sagte daheim die alte Susel, die Obermagd, „Kind, was ist dir widerfahren? Du siehst blaß aus wie eine frischgetünchte Wand.“ Und nun erzählte Kreszenz der alten Susel alles, was sich begeben hatte.

„Das ist schlimm,“ meinte die Alte. „Ich kenne den Bilsenschnitter, das heißt, ich kenne ihn nicht, aber ich weiß, daß er kein anderer ist als der Beelzebub selber, und wenn er nun zum Lohn

des Bauern Seele oder dich begehrt mit Fleisch und Blut, was wollt ihr machen? Aber da fällt mir etwas ein. Hat dein Vater nicht ausbedungen, daß der Weizenacker bis zur ersten Hahnenkraht abgemäht sein soll? Gut. Der Teufel ist nicht zum ersten Male angeführt worden. Hast du Mut, Kreszenz?"

„Ja, Mutter Susel."

„Dann, fang unseren Gockel, steck ihn in einen Korb und geh heut nacht auf den Weizenacker. Siehst du den Bösen beim Schneiden, so halte dich ruhig, bis er fast fertig ist. Stehen aber nur noch einige Ähren auf dem Feld, dann zwicke den Gockel derb unter die Flügel, daß er kräht. Hast du mich verstanden?"

„Ja, Susel. Ich will das Abenteuer wagen, und wenn mir der Böse den Hals umdreht, so grüße mir den Vater und — und" — — —

„Und den Paul," ergänzte die alte Magd. „Gelt, das wolltest du sagen? Es soll alles besorgt werden. Aber du darfst keine Furcht haben. Und stecke deiner seligen Mutter Gebetbüchlein mit dem silbernen Kreuz auf dem Deckel zu dir; das schützt gegen jede List des Satans. Behüt' dich der Himmel, Kreszenz!"

Mitternacht war vorüber, da wurde das Hoftor von innen geöffnet. Der Kettenhund bellte nicht, denn er kannte die Haustochter, die mit einem Henkelkorb am Arm in die Nacht hinausschritt.

Das Weizenfeld war bald erreicht. Und — alle guten Geister! — da stand der Bilsenschnitter in den Ähren und schwang die Sense. Ein gutes Stück war bereits gemäht, aber noch war viel zu tun übrig. Kreszenz setzte sich an den Rain unter den alten Birnbaum, den Hahn im Korb neben sich, das Gebetbüchlein auf den Knieen.

Schwaden auf Schwaden sank unter der Sense des unheimlichen Mähders. Nun waren nur noch wenige Furchen übrig, und jetzt, meinte Kreszenz, sei es Zeit, dem Bilsenschnitter die Arbeit zu legen. Die wenigen Ähren, die noch standen, konnte sie selber schneiden. Sie lüpfte den Deckel ihres Korbes und kneipte den Hahn. Aber der Kahn krähte nicht, sondern gluckste nur wie eine gescheuchte Henne. Der Bilsenschnitter war ganz nah herangekommen.

„Jetzt helfe, was da helfen kann," sprach Kreszenz leise, hielt die Hand an den Mund und ließ ein herzhaftes Kikeriki erschallen.

„Kräht die Henn' und ſchweigt der Hahn,
Iſt der Bauer übel dran,"

ſprach der Bilſenſchnitter, der ſich von hinten angebirſcht hatte. Er umſchlang des Mädchens Mieder und küßte ſie auf den Mund. „Und nun lauf, Kreſzenz," ſprach er, „lauf und wecke den Vater, er ſoll gleich einſpannen und herauskommen, ſonſt bringen wir den Weizen doch nicht trocken unter Dach und Fach."

„Paul, mein guter Paul," ſprach das Mädchen und hing am Hals ihres Geliebten. Dann ſprang ſie, ſo ſchnell ſie konnte, dem Dorf zu.

Es dauerte nicht gar lange, ſo kam der Wagen angedonnert. Kreſzenz und ihr Vater ſaßen darauf, und auch die alte Suſel war mitgekommen. Urban machte große Augen, als er den gemähten Acker ſah und den Bilſenſchnitter Paul. „Du biſt ein Hauptkerl," ſagte er zu dem Knecht. „Nun fordere deinen Lohn."

„Ihr wißt ſchon," erwiderte der Knecht, „was ich gern möchte, die da," und er deutete auf Kreſzenz.

„O du — du — Bilſenſchnitter du," zankte der Bauer, aber da ihm plötzlich der Gedanke kam, daß er, wenn Paul ſein Schwiegerſohn ſei, dieſem

den von fünf Jahren rückſtändigen Lohn nicht zu bezahlen brauche, und da der Knecht ein tüchtiger Bauer zu werden verſprach, ſo ſagte er: „Meinetwegen nimm ſie.“

Da war große Freude.

„Nun aber zugegriffen!“ ermahnte Paul, und da arbeiteten ſie, daß es eine Luſt war. Kreſzenz aber hatte Speiſe und einen ſtärkenden Trank mitgebracht, der kam dem nächtlichen Schnitter jetzt zu gute.

Lerchen hoben ſich vom Boden und ſtiegen ſingend in die Höhe. Die Sonne ging auf; ſie beſchien ein Stoppelfeld.

„Vor Abend haben wir Regen,“ ſprach Urban, „in meinem zerſchoſſenen Bein krabbelt's wie ein Neſt Waldameiſen, aber um Mittag ſind wir mit unſerem Weizen daheim. Dann wollen wir den Verſpruch feiern.“

„Ja,“ ſagte Paul, „das wollen wir, und den dicken Kilian, der ſeine Waldſpitze verloren hat, laden wir auch ein.“

„Und der fremde Hauſierer, der mir den Bilſenſchnitter empfohlen hat, ſoll es auch ſpüren, daß er in ein Freudenhaus gekommen iſt,“ ſagte der Brautvater.

Die Geisterschau

Es war ein kalter Wintermorgen. Philipp, der Krämer, tat eben den Fensterladen auf, auf den ein Tabak rauchender Mohr gemalt war, und streckte sein mit der Zipfelmütze geschmücktes Haupt in die frische Morgenluft. Da kam ein Mann die Gasse herunter, der einen langen, mit vielen Kragen versehenen Mantel trug.

„Seid Ihr schon auf, Nachbar Philipp?“ sprach der Mann. „Wie wär's, wenn Ihr mir ein wärmendes Schnäpslein reichtet?“

„Kommt herein,“ erwiderte der Krämer und öffnete die Ladentür. Der Ankömmling trat ein. Er war ein großer, starker Mann. Im Winter war er Nachtwächter, im Sommer Kuhhirt und zur Tag- und Nachtgleiche beides. Neben dem stattlichen Mann sah der kleine, dürre Krämer

ſehr unſcheinbar aus. Er goß aus einer Flaſche eine braune, ſtark duftende Flüſſigkeit in ein kleines Stengelglas und reichte dem Nachtwächter die Labe. „Das iſt echter Spaniſchbitter, der wärmt und bringt einen übernächtigen Magen wieder in Ordnung. Sonderbare Leute, dieſe Spaniolen! Ihre Weine ſind ſüß und ihre Schnäpſe bitter. Und die ſpaniſchen Fliegen erſt! Was ſind unſere Pferdebremſen gegen dieſes blaſenziehende Ungeziefer?“

Der Nachtwächter hatte getrunken und ſtellte das leere Glas auf den Ladentiſch. „Das war eine böſe Nacht,“ ſagte er.

„Grimmig kalt,“ beſtätigte Herr Philipp.

„Die Kälte möchte noch ſein,“ meinte der Nachtwächter, „daran iſt unſereiner gewöhnt, aber — —“

„Nun, Meiſter, habt Ihr wieder einmal den feurigen Mann geſehen, wie im vorigen Frühjahr?“

„Nein. In der Adventzeit jetzt gibt's andere Dinge zu ſehen.“

„Oho Nachtwächter, wie meint Ihr das? Kommt ein wenig zu mir herein in die warme Stube und erzählt mir, was es um dieſe Zeit zu ſehen gibt.“

Die beiden Männer traten durch eine kleine

Glastüre in die Wohnstube. Die Flasche mit dem Spanischbitter nahm der Krämer mit.

In der wohlgeheizten Stube stand am Tisch mit Kartoffelschälen beschäftigt eine lange, grobknochige Frau; das war Frau Philipp, die Gattin des Krämers. Sie warf den beiden Männern, die auf der Ofenbank Platz nahmen, einen unfreundlichen Blick zu und ging mit ihrem Geschirr aus dem Zimmer.

„Nun sind wir unter uns," begann Herr Philipp, „nun erzählt, Nachbar."

„In der Adventzeit," sprach der Nachtwächter, „und zwischen Weihnachten und Neujahr geschieht manches, wovon die Leute, die in ihren Federbetten liegen, keine Ahnung haben. Seid Ihr schon einmal um diese Zeit Nachts an der Kirche vorübergegangen?"

„Nein, aber ich weiß, was man sich erzählt. In der Kirche, sagt man, sitzen dann alle Personen, die im nächsten Jahr sterben. Meint Ihr, daß das wahr ist, oder habt Ihr die schauerliche Gemeinde vielleicht einmal selbst gesehen?"

„Das nicht, aber stellt Euch einmal in der Neujahrsnacht unter die große Linde, die vor dem Pfarrhof steht, und habt acht. Da seht Ihr die,

die im nächsten Jahr sterben sollen, in langem Zug an Euch vorübergleiten bis zur Kirchhofstür. Voraus ziehen die Alten, zuletzt kommen die Kinder. Das habe ich gesehen."

„Das habt Ihr gesehen?"

„Ja, und in der Neujahrsnacht könntet Ihr das auch sehen, aber Ihr seid ein Hase und habt eine Schneidercourage."

„Oho Nachbar, Ihr werdet grob. Ich wollte Euch noch einmal von meinem Spanischbitter einschenken, aber nun kriegt Ihr nichts."

„Ist mir auch viel zu bitter. Das Zeug schmeckt ja wie Weidenblätter. Gott vergelt's. Ich gehe und lege mich schlafen."

Der Nachtwächter ging in seine Behausung und der Krämer in seinen Laden.

* * *

Als der letzte Tag des Jahres sich neigte, sperrte Herr Philipp Fensterläden und Türen und setzte sich an seinen Tisch zu dem üblichen Silvesterschmaus. Die Frau war bei einem feierlichen Kaffee auswärts. Der Silvesterschmaus des Herrn Philipp bestand in einer Mischung von heißem Wasser, Rum und Zucker mit eingebrocktem

Lebkuchen. Er sprach dem würzigen Gebräu tapfer zu, denn er mußte sich Mut trinken.

Gegen Mitternacht verließ er warme Stube und Haus und schritt, in seinen Mantel gewickelt, nach dem Pfarrhof. Unter der alten Linde machte er halt. Hier wollte er den Zug der Leute sehen, die im nächsten Jahr sterben sollten.

Es war grimmig kalt, von Geistern und Gespenstern keine Spur. Aber jetzt schlug die Mitternachtsstunde. Und es dauerte nicht lange, so kam der Zug wirklich, aber er kam bereits zurück vom Kirchhof. Kinder sah der entsetzte Krämer nicht, auch keine Männer, aber desto mehr Weiber, die verhüllt an ihm vorüberschritten.

Da kam eine, groß über die Maßen, und Herr Philipp schauderte. Sie kam ihm vor wie seine Frau. Nein, so grausam wird der Himmel die freventliche Geisterschau doch nicht strafen. Frau Philipp war bei allen Fehlern doch eine tüchtige Frau, die das Hauswesen ihres Mannes gut zusammenhielt.

Nein, sie ist's nicht. Sie ist erst fünfzig Jahre alt, und das sind bekanntlich die besten Jahre. Und sie ist's doch. Die Gestalt schleppt den rechten Fuß etwas nach. Er mußte Gewißheit haben, ging auf das gespenstige Weib zu, um das Tuch,

welches den Kopf und das halbe Geſicht bedeckte, mit kecker Hand emporzuheben.

Im nächſten Augenblick hallte ein klatſchendes Geräuſch durch die Winternacht, und dem Herrn Philipp klapperten die Backenzähne, aber Furcht war nicht die Urſache, ſondern eine von kräftiger Hand verabreichte Maulſchelle.

„Daß Geiſter ſo zuhauen können! Das hätte ich nimmermehr gedacht.“

Als Herr Philipp am anderen Morgen erwachte, hing über dem Stuhl, der vor ſeinem Bett ſtand, ein friſches Hemd, das ihn aus ſechs Knopflöchern freundlich anlächelte.

„Ach, das hört nun bald auf,“ ſprach Philipp ſeufzend. „O Kordula, daß du mir ſo bald entriſſen werden ſollſt! In der Blüte deiner Jahre ſollſt du von hinnen fahren.“ Er trocknete ſeine Tränen mit dem Hemdärmel.

Dann zog er ſich ſonntäglich an und ging in das Wohnzimmer. Das Kaffeegeſchirr mit dem Zwiebelmuſter lächelte ihm entgegen, und weil Feiertag war, lag auch die Zuckerzange auf dem Kaffeebrett. — Wie lange noch? — Er ging auf ſeine Frau, die in ihrem ſchwarzen Seidenkleid prangte, zu und gab ihr einen Kuß.

„Guten Morgen, liebe Kordula," sagte er dazu, und seine Stimme hatte etwas Schmelzendes. „Wie hast du geschlafen?"

„So gut es gehen konnte nach der gestrigen Alteration."

„Was ist dir denn widerfahren, Kordelchen?" fragte der Gatte teilnehmend und rückte an ihre Seite. „Wer meiner Kordula etwas zuleide tut, der hat es mit mir zu tun."

„Ja, du bist mir der Rechte," brummte die Hausfrau. „Geschehen ist mir übrigens, Gott sei Dank, nichts, aber dein Verdienst ist das nicht. Was läßt du deine junge Frau allein in finstrer Nacht nach Hause gehen. Es gibt gar wüste Menschen."

„Du hast doch keine Anfechtung gehabt? Dem Kerl wollte ich alle Knochen im Leibe nacheinander zerbrechen."

Frau Kordula Philipp schenkte sich ihre Tasse voll, zog ein Stück Kuchen von dem gehäuften Teller und sprach: „Anfechtung, du Knochenzerbrecher? Ich? Es war ein kleiner, erbärmlicher Kerl, der sich an mir vergreifen wollte, aber ich habe ihm schön heimgeleuchtet." Und nun erzählte sie ihr nächtliches Abenteuer, wie sie vom

Silvesterkaffee der Küsterin kommend in der Nähe des Pfarrhofes bei der großen Linde von einem nächtlichen Wegelagerer angefallen worden sei und wie sie ihn mit einer derben Ohrfeige sich vom Leibe gehalten habe.

„O du Engel!" rief Philipp aus, als sie geendet hatte.

Und wieder küßte er die errötende Kordula.

Der Bildſchnitzer und das Geißhirtlein

Am Fuß einer mit Ginſter und anderem Strauchwerk bewachſenen Bergwand ſtand ein alter Birnbaum, und nicht weit davon rann aus dem Geſtein ein dünner Waſſerfaden, der durch das Gras der Talſohle ſickerte, bis ihn der Forellenbach aufnahm, welcher das Waldtal durchzog.

Unter dem Baume ſaß oft ein alter Bildſchnitzer, der aus Ahornholz allerhand zahmes und wildes Getier fertigte, um es dann in die Stadt zum Verkauf zu tragen. Um die Mittagsſtunde geſellte ſich zu dem alten Peter zuweilen ein kleiner Ziegenhirt, deſſen Weidevieh die Büſche der Bergeshalde benagte, ſah dem kunſtfertigen Mann bei der Arbeit zu und erbaute ſich an den Kriegs- und Mordgeſchichten, die der Holzſchnitzer willfährig erzählte.

Eines Tages traf das Geißhirtlein den Alten an einem großen Bildwerk arbeitend. Es stellte den gekreuzigten Heiland dar. Am Kreuzstamme aber standen zwei unförmliche Gestalten, an denen der Meister noch arbeitete. Allmählich wuchsen aus dem Holz zwei Männer hervor, der heilige Petrus und der heilige Johannes. „Siehst du," sagte der Künstler erklärend zu dem Ziegenvogt, „das sind unsere Schutzpatrone, Sankt Peter und Sankt Johann." Als die Schilderei fertig war, nagelte sie Peter an den Stamm des Birnbaums und brachte darunter einen Opferstock an mit der Aufschrift: „Gedenket der Armut!"

Mehrere Wochen hatte das Werk in Anspruch genommen. Unterdessen war aber auch der junge Hirt nicht müßig geblieben. Es hatte das Brünnlein, welches unweit des Baumes quoll, mittelst eines zerbrochenen Dachziegels und verschiedener Feldsteine säuberlich gefaßt, und der Durstige, der sich hier labte, war fortan nicht mehr gezwungen, auf den durchnäßten Grund niederzuhocken, wo ihm das Wasser in die Schuhe drang.

Wenn Hans nun an der Halde seine Ziegen weidete, und es kam einer des Wegs, der sich an dem Brunnen labte, dann knallte er laut mit

ſeiner Geißel und tat wohl auch einen Jauchzer, denn es war ihm eine Freude zu ſehen, wie der Durſtige nach dem Trunk tief Atem holte und erfriſcht ſeines Weges zog. Manchmal warf einer auch dankbar einen Pfennig in den Opferſtock, doch kamen ſolche Liebesgaben nicht dem Geißhirtlein zu gute, ſondern dem Bildſchnitzer, der jeden Samstag die Büchſe leerte und den Inhalt nach Hauſe trug.

Eines Tages ſaßen Peter und Hans wieder unter dem Baum. Es war ein heißer Junitag, die Mittſommerſonne blinkte auf dem Forellenwaſſer, das kleine, geflügelte Getier tanzte in der Luft, die Geißen lagen wiederkäuend im Schatten des Birnbaums, und Bildſchnitzer und Geißhirtlein gähnten um die Wette.

„Siehſt du dort drüben am Waldrand die zwei Männer mit den glänzenden Geſichtern?“ frug der Kleine.

„Nair!“ brummte der alte Peter. „Dich blendet der Sonnenglanz.“ Und mit dieſen Worten ſchlief er ein. Der Ziegenhirt Hans blinzelte noch einmal ſchlaftrunken hinüber nach dem Wald. Dann fielen auch ihm die Augen zu.

Über den Wieſengrund herüber kamen aber

wirklich zwei Männer gewandelt in langer, schleppender Gewandung, wie sie kaum noch von geistlichen Herren getragen wird.

„Herr," ächzte der kleinere von beiden und trocknete mit seinem weiten Ärmel die Schweißtropfen, die ihm auf der kahlen Stirn standen. „Herr, Ihr hättet mich zu Hause lassen sollen. Eine Erdenwanderung ist nichts mehr für mich alten Mann. Ach, wann werde ich wieder in der kühlen Torfahrt auf meinem Schemel sitzen? Und hätte ich wenigstens derbe Bundschuhe an den Füßen, wie sie hierorts die Bauern tragen, aber Sandalen — ach, ach! Die schicken sich für das Jordanufer, aber nicht für steinige Berge. Dazu brennt die Sonne wie in der Wüste, und die Zunge klebt mir am Gaumen. Herr, verrichtet mir zulieb ein kleines Wunder und laßt einen Quell aus dem Fels springen, auf daß ich nicht verdürste."

„Geduld, Petrus, Geduld!" mahnte der andere, eine hohe Gestalt mit braunen Locken und milden Augen, „dort drüben neben dem Baum, unter dem zwei müde Menschenkinder schlummern, läuft ein Wasser aus dem Berg."

Da beschleunigte der, welcher Petrus hieß, die Schritte, daß seine Sohlen klappten, und nach

kurzer Weile konnte er seinen durstigen Mund an dem Brünnlein letzen. — Dann trank auch der andere.

Petrus hatte seinen Durst gestillt und betrachtete seine Umgebung. „Seht, Herr!“ rief er und deutete auf die Schilderei am Birnbaum. „Seht, die Menschen ehren Euch noch immer und nicht minder die, so Euch dienen. Da haben sie Euren Leib gebildet, wie er am Kreuz hängt, und schaut nur, der mit dem Schwert da unten linker Hand, der bin ich, daran ist kein Zweifel. Nein, die Menschen sind noch nicht so schlecht, wie man gemeiniglich sagt, das beweist dieses Kreuzbild.“

Der Herr deutete auf den Bildschnitzer, der in tiefem Schlaf unter dem Baum saß „Der da“, sprach er, „hat die Tafel gefertigt, und der Kleine hier hat den Quell gefaßt, der uns gelabt hat. Beschenke du den Alten nach deinem Ermessen; ich will den Knaben belohnen.“

„So sei es,“ sprach Petrus und zog aus seinem Faltenkleid einen großen goldenen Schlüssel hervor. Er berührte mit dem Schlüssel den knotigen Stock des Alten, und augenblicks war der Stab in eitel Gold verwandelt.

Unterdessen hatte sich der Herr über das

ſchlafende Geißhirtlein gebeugt und ihm ins Angeſicht gehaucht. Dann winkte er ſeinem Begleiter und ſchickte ſich an zu gehen.

„Und was habt Ihr ihm geſchenkt?“ fragte Petrus neugierig.

„Ich habe ihn geſegnet,“ ſprach der milde Herr, „und ihn gefeſtigt, das zu bewahren, was er ſchon hat: Freude am Wohltun ohne Trachten nach Dank und Entgelt. Das iſt eine Gabe, köſtlicher als alles Gold der Erde.“

Der Bär, der Fuchs und der Spervogel

Der Bär war in die Fremde gegangen. Unterdessen hatte sich ein Spervogel oder Sperling am Eingang der Bärenhöhle sein Nest gebaut, und als der Fuchs, des Bären Hausmeier, ihn aufforderte, den Ort zu verlassen, lachte er und behauptete dreist, der ganze Wald und auch die Höhle gehöre ihm zu eigen.

Eines Tages kehrte der Bär von seiner Wanderschaft zurück und wollte von seiner Höhle wieder Besitz ergreifen. Der Fuchs aber war dem Heimkehrenden entgegengegangen, um ihn zu bewillkommnen. Er teilte dem Bären auch mit, daß eine Sperlingsfamilie am Eingang der Höhle ihr Nest gebaut und daß es dort sehr laut hergehe.

„Mein Freund," sprach der Bär, „weißt du auch gewiß, daß es nur Sperlinge sind?"

„Ja, Herr, es ist ein elender, schwacher Spervogel mit seinem Weib und seinen fünf Jungen."

„Ein Tier, das ſich in meine Höhle wagt, iſt ſicher kein ſchwaches, elendes Tier, ſondern ein ſtarker, gefährlicher Feind, vor dem ich mich zu hüten habe. Mir grauet vor dem Abenteuer; es wird nicht gut ablaufen.“

Auch der Spervogel hatte erfahren, daß der Bär im Anzug ſei, und er ſprach zu ſeiner Frau:

„Liebes Weib, heute oder morgen wird der Bär kommen, um von ſeiner Höhle Beſitz zu ergreifen. Aber den dummen Bären wollen wir ſchön anführen. Tu nur genau alles, was ich dir ſage.“ Und dann hielt er lange Rückſprache mit der Sperlingsfrau.

Am Nachmittag kam der Bär mit dem Fuchs und wollte ſeine Höhle beziehen.

„Hört Ihr das Geſchrei der Spervögel?“ fragte der Fuchs.

Der Bär winkte ihm zu ſchweigen, denn eben erhob der alte Spervogel ſeine Stimme. „Was haben denn die Kleinen, daß ſie ſo grauſam ſchreien?“ fragte er ſeine Frau.

„Hunger haben ſie,“ war die Antwort.

„So gib ihnen doch von dem Bärenfleiſch zu eſſen, das wir vorrätig haben,“ ſprach der Sperling.

„Ach,“ ſagte das Weibchen, „das Bärenfleiſch

iſt von geſtern, und die Jungen wollen friſches. Warum haſt du die Leckermäuler ſo verwöhnt?"

„So vertröſte ſie auf morgen," ſprach der alte Spervogel wieder. „Der Bär, der dieſe Höhle ſonſt bewohnte, kommt heute zurück, und mein Freund, der Fuchs, hat mir verſprochen, ihn mit Liſt hierher zu bringen. Wenn das geſchieht, will ich den Bären umbringen, und unſere Kleinen ſollen ſich morgen an friſchem Bärenfleiſch erluſtigen."

Wie das der Bär hörte, gab er dem Fuchs mit ſeiner Tatze einen Schlag, daß dieſer das Aufſtehen vergaß. Dann packte er ſeine ſieben Sachen zuſammen, verließ die Spervögel, die Höhle und den Wald, ging in die Stadt und wurde Tanzbär.

Meine liebe Mutter

Die schöne, junge Frau weinte bitterlich. Vor drei Monaten hatte sie ihren Mann verloren, und jetzt war auch ihr einziges Kind, die kleine Marie, gestorben. Im weißen Kleid, mit Rosen und Rosmarin geschmückt, lag sie im Sarg, und die Leute, welche gekommen waren, um die Tote zu sehen, meinten, sie sei wie ein Engel. Dann kamen die schwarzen Männer, trugen den Sarg fort und senkten ihn draußen in die dunkle Gruft.

Am Nachmittag kamen die Freunde und Freundinnen der armen Mutter, spendeten Trost und lobten das verstorbene Kind. Die Tote habe es im Jenseits besser als auf der Erde, sagten sie alle, und der Herr Pastor malte die himmlischen Freuden so prächtig, daß die Mutter ihre Tränen trocknete. Als Pastor mußte er natürlich am besten Bescheid wissen von der ewigen Seligkeit.

Am nächsten Tag kam auch eine magere, engbrüstige Person, um zu kondolieren, das war die Lehrerin der kleinen Marie. Auch sie lobte das tote Kind, es sei ihre beste Schülerin und zu gut für diese schlechte Welt gewesen, darum habe es der liebe Gott zu sich genommen. Dann kam die Hauptsache: Die Schule, sagte die Lehrerin, besuchten so viele arme Kinder, denen es an Büchern fehle, nun habe die Entschlafene doch keine Schulbücher mehr nötig, darum wolle die gnädige Frau ihr, der Lehrerin, die hinterlassenen Bücher schenken zur Verteilung an unbemittelte Schülerinnen.

Die Mutter war dazu gern bereit und öffnete das kleine Bücherschränkchen. Da war alles in der schönsten Ordnung. Im obersten Fach lagen die Bibel, das Gesangbuch, das Lesebuch, das Rechenbuch und das Geographiebuch. Der Atlas und die Rechentafel mit dem angehängten Schwämmchen lagen oben auf dem Bücherschränkchen, denn im Innern hatten sie keinen Platz. Die Mutter räumte die Bücher aus und gab sie sämtlich der Lehrerin, nur die Schreibebücher der kleinen Marie behielt sie.

Als die Lehrerin mit dem Bücherpaket und vielen schönen Worten gegangen war, nahm die

Mutter das Schreibheft der kleinen Marie vor und las. Auf der ersten Seite war vom Adler die Rede. Der Adler ist ein Vogel, der Adler hat einen Schnabel, der Adler fliegt und so weiter. Auf der zweiten Seite kam die Biene. Die Biene sticht, die Biene sammelt Honig und so fort. Dann kam die Zitrone und der Kolibri, hierauf der Dachs und dann der Esel. Auf der nächsten Seite war ein dicker, roter Strich. Die kleine Marie hatte geschrieben: „Der Fogel hat Federn, der Fogel singt," und das waren Fehler. Es folgte die Gans, der Hase, der Igel, und so ging es durch das ganze Abece fort bis zum M, dann folgten weiße Blätter. Auf der M-Seite aber stand nichts anderes geschrieben als: „Meine liebe Mutter," die ganze Seite herunter. Da mußte die arme Mutter wieder weinen, und die Tränen fielen auf das Blatt und verlöschten fast die Buchstaben.

Das Schreibebuch des verstorbenen Kindes war von dieser Zeit an der Mutter größter Schatz, und es verging kein Tag, an dem sie nicht las: „Meine liebe Mutter." Und es war ihr, als sei das Kind nur verreist bei der Großmutter und werde demnächst wiederkommen. Wirklich kam es

auch wieder, aber nur Nachts im Traum, saß auf dem Schemel neben dem Bett der Mutter und plauderte herzig, wie es im Leben getan. Die bleichen Wangen der Mutter wurden wieder rot, und die Leute sagten: „Sie ist eine schöne Frau."

Da kam der Baron. Er hieß Kurt und hatte ein braunes Gesicht und einen langen Schnurrbart. Er hatte Mariechens Mutter schon gekannt, als sie noch ein Fräulein war, und viel mit ihr getanzt. Dann war er übers Meer gezogen und hatte nichts von sich hören lassen. Aber nun war er wieder da, ein reicher, angesehener Mann und war sehr erstaunt, als er vernahm, daß Mariechens Mutter Witwe sei. Das verstorbene Kind hatte er gar nicht gekannt, darum sprach er auch nicht von Mariechen, wenn er die arme Mutter besuchte, desto mehr aber sprach er von vergangenen schönen Zeiten und nannte die Witwe dabei „süße Ella". Sie nannte ihn anfangs Herr Baron, dann Herr Kurt und schließlich Kurt schlechthin. Von dieser Zeit blieb die kleine Marie ihren Träumen fern und saß Nachts nicht mehr am Bett der Mutter.

Der Baron Kurt kam täglich. Aber daß Frau Ella immer in schwarzen Kleidern einherging, war

ihm nicht recht. „Alles hat seine Zeit," meinte er, „auch die Trauer. Deine schönen Augen haben genug geweint, und nun freue dich wieder des sonnigen Lebens und deines Kurt." Auch konnte er es nicht leiden, daß die Dame immer in dem Schreibebuch ihres Kindes las. „Das taugt nicht, du mußt vergessen lernen." Ja, wenn das nur so leicht gewesen wäre.

Eines Tages trat er wieder bei Frau Ella ein und fand die schwarzgekleidete Frau gebeugt über das Blatt, auf dem geschrieben stand: „Meine liebe Mutter." Mit tränendem Auge sah sie zu ihm auf, er aber ergrimmte, ergriff das Buch und riß das Blatt heraus. Dann drückte er es in der Faust zusammen und warf es zum Fenster hinaus auf die Straße.

Die Mutter schrie laut auf und stürzte aus der Tür, um das verlorene Kleinod wieder zu holen. Aber sie fand das Papier nicht; hatte es der Wind verweht oder hatten es spielende Kinder erhascht? Es war und blieb verschwunden. Traurig und finsteren Auges kam sie zurück. Baron Kurt war nicht mehr da, er war wohl die Hintertreppe hinabgegangen.

Frau Ella aber setzte sich an ihren Schreib-

tisch und schrieb dem Baron einen Brief, darinnen stand geschrieben, er möge nie wiederkommen. Dann hüllte sie sich in einen grauen Mantel und trug den Brief auf die Post.

Mitten in der Nacht fuhr Frau Ella aus dem Schlaf. Aus der geöffneten Tür, die in das Wohnzimmer führte, drang ein heller Lichtschein. „Ich habe vergessen, die Lampe zu löschen," dachte sie, aber nein, die Lampe stand ja ausgelöscht auf dem Tisch neben ihrem Lager. Vielleicht ist aus dem Ofen ein Funke gesprungen und hat den Teppich angebrannt. Sie erhob sich und ging in das Nebenzimmer. Der Mond erleuchtete es taghell, so daß jeder Gegenstand erkennbar war. Und, guter Gott, dort an dem Tisch, auf welchem das verstümmelte Schreibebuch lag, saß ihr Kind, die kleine Marie. Sie hatte ihr weißes Sterbegewand mit den roten Schleifen an, hielt eine Feder in der Hand und schrieb emsig.

Die Mutter wollte auf das Kind zugehen und es in die Arme schließen, aber die Füße versagten ihr den Dienst. Da verschwand der Mond hinter einer schwarzen Wolke, das Zimmer war dunkel, und zitternd und bebend tastete sich die Mutter nach ihrem Lager zurück.

„So lebhaft habe ich von meinem lieben Kind noch nie geträumt," sagte sie am Morgen, als sie erwachte, und ging in das Nebenzimmer.

Da lag Mariechens Schreibheft auf dem Tisch, das ausgerissene Blatt fehlte, aber ein neues Blatt war beschrieben, und von oben bis unten standen die Worte:

„Meine liebe Mutter."

Das zwölfjährige Mönchlein

(Legende)

Es ſteht von einer Frau geſchrieben,
Die hatte zarter Mägdlein ſieben
Und wünſchte ſich ſeit Jahren ſchon
Zu ihren Töchtern einen Sohn;
Den wollte ſie fürs ganze Leben
Dem milden Herrn zu eigen geben,
Der unſer aller Heiland iſt.
Ihr Beten hörte Jeſus Chriſt
Und ſchuf es, daß nach einem Jahr
Die Mutter einen Sohn gebar.
Drob war ſie froh und wohlgemut
Und hielt das Kind in treuer Hut
Und zog es bis ins ſechſte Jahr.
Dann brachte ſie's den Mönchen dar,
Damit der Knab der Weltluſt ferne
Die heil'gen Schriften leſen lerne.

Das Kind gedieh, nahm zu an Kraft,
An Tugend und an Wissenschaft
Und hielt die Pflichten treu dem Orden.
So war es alt zwölf Jahr geworden
Und war ein Bruder wohlgetan.
Da kam das Weihnachtsfest heran;
Die Brüder beteten und sangen,
Den Herren würdig zu empfangen,
Dem jungen Mönchlein aber ward
Vom Abt die Mär geoffenbart,
Daß eine Jungfrau auserkoren
Das Kindlein Jesus Christ geboren,
Dem sei die höchste Macht gegeben
In diesem und im andern Leben.
Da sprach der Knab zu seinem Herrn:
„Das Kindlein säh' ich gar zu gern.
Drum sagt mir, was zu tun mir frommt,
Auf daß der Heiland zu mir kommt."
Darauf der Abt: „Mußt beten recht
Und fasten wie ein Gottesknecht,
Mußt dich von Sünde halten rein
Und schmücken deine Zelle fein,
Dann kommt das Jesuskindlein sacht
Zu dir geschlichen in der Nacht."

Das Mönchlein, als es dies vernommen,
Ließ eilig einen Maler kommen,
Der ihm die Zelle im Gevierte
Mit bunten Schildereien zierte.
Dann ſchlug der Knab mit eigner Hand
Vier Eiſenleuchter in die Wand,
Darauf er ſchöne Kerzen ſteckte.
Den harten Eſtrich er bedeckte
Mit duft'gen Kräutern allerwegen
Und harrte ſeinem Gaſt entgegen.

Die heil'ge Nacht gekommen war,
Die Kerzen brannten hell und klar,
Weit ſtand die Tür der Zelle offen,
Das Mönchlein ſaß in bangem Hoffen.
Und ſieh, da kam mit leiſen Tritten
Der Heiland zu der Tür geſchritten,
Zart wie ein Kind von ſieben Nächten.
Das Knäblein trug in ſeiner Rechten
Den ſchönſten Apfel, in der Linken
Tät eine weiße Lilie blinken.
Es trug ein Hemd von Seide weich,
Geſtickt mit bunten Vögeln reich.
So ſtand es da von Licht umſtrahlt,
Wie auf ein Pergament gemalt.

Zuerſt erſchrak der Knabe faſt,
Als er erſchaut den hehren Gaſt.
Der aber ſah ihn freundlich an,
Alsbald ein Spiel mit ihm begann
Und rollte, wie die Kinder pflegen,
Den roten Apfel ihm entgegen.
Das Mönchlein mit Behendigkeit
Schob ihn zurück, doch nicht ſehr weit,
Damit der Kleine von der Schwelle
Gelaufen komme in die Zelle.
Des Knaben ſchlaue Liſt gelang;
Das Kindlein nach dem Apfel ſprang,
Und wie ein Leopard geſchwind
Fuhr er hinzu und fing das Kind.
Mit ſeinen Armen hob er auf
Den teuren Gaſt und ſetzt' ihn drauf
Auf einen Betſtuhl ſäuberlich
Und freute ſeines Heilands ſich.

Da klang auf einmal voll und tief
Die Glocke, die zur Kirche rief.
„Ach," ſprach der Knab, „wie weh iſt mir
Daß ich mich ſcheiden muß von dir!
Im Chore heut zum erſtenmal
Zu ſingen mir der Abt befahl."

Das Kindlein ſprach: „Mein Trautgeſell,
Ich geh mit dir,“ und ſchlüpfte ſchnell,
Dem Knaben in den Ärmel weit.
So gingen ſie zum Chor ſelbzweit.

Die Orgel in der Kirche klang,
Das Mönchlein mit den Brüdern ſang,
Doch weil es ſchaute immer wieder
Vom Buch in ſeinen Ärmel nieder
Verſtohlen nach dem kleinen Gaſt,
Vergaß es Wort und Weiſe faſt.
Da kam der Abt herbei ſogleich
Und gab ihm einen Backenſtreich,
Und plötzlich wie verweht vom Wind
Verſchwunden war das Chriſtuskind.

„O weh mir!“ hob das Mönchlein an,
„Herr Abbas, was habt Ihr getan?
O weh mir heut und immerdar,
Nun bin ich aller Freude bar!“
Er rief's und weinte bitterlich.
Da ſammelten die Mönche ſich
Und hörten aus des Knaben Munde
Erſtaunt die wunderſame Kunde.
Der gute Abt ſah traurig drein;

Er ſprach: „Nun laß das Weinen ſein
Und glaube mir, mein Sohn, der Schlag
Gerent mich bis zum jüngſten Tag.
Geh, ſuche dein Gemach geſchwind,
Dort findeſt du vielleicht das Kind.“
Da lief der Knabe liebentbrannt,
Das Kind er in der Zelle fand.
Dort ſaß es an derſelben Stelle
Und rief: „Willkomm, mein Trautgeſelle!
Bevor du noch gewannſt das Leben,
Hat dich die Mutter mir gegeben,
Du ſollſt befreit von aller Pein
Noch heut bei deinem Heiland ſein
Und ſpielen mit der Engel Schar,
Die Äpfel ſchieben hin und dar.
Nun geh zu deinem Abt zurück,
Zu melden ihm dein nahes Glück.
Laß dir das Brot des Lebens reichen
Und gib ihm dieſen Brief als Zeichen.“

Das Mönchlein ſchnell zur Kirche lief
Und brachte ſeinem Abt den Brief.
Der ſprach, als er die Schrift geſehn:
„Ein großes Wunder iſt geſchehn.“
Er rief die Brüder ſchnell zur Hand,

Zog an ſein ſchönſtes Meßgewand
Und reichte nach des Herrn Gebot
Dem Mönchlein das lebend'ge Brot.
Und wie erſcholl der Brüder Sang,
Ein Lichtſtrahl durchs Gewölbe drang,
Und Chriſtus in der Engel Ring
Des jungen Knaben Seel' empfing.
Die frommen Brüder aber haben
Den Leib am Hochaltar begraben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Rudolf Baumbach:

Von der Landstrasse. Lieder	18. Tausend	M. 3.—
Zlatorog. Eine Alpensage	73. bis 76. Tausend	M. 3.—
Der Pate des Todes. Dichtung	17. Tausend	M. 3.—
Sommermärchen	36. und 37. Tausend	M. 4.20
Lieder eines fahrenden Gesellen	44. bis 46. Tausend	M. 4.20
Abenteuer und Schwänke	21. und 22. Tausend	M. 4.—
Mein Frühjahr. Gedichte	18. Tausend	M. 3.80
Frau Holde. Gedichte	42. bis 44. Tausend	M. 3.—
Krug und Tintenfass. Gedichte	18. Tausend	M. 3.—
Erzählungen u. Märchen	15. und 16. Tausend	M. 3.—
Spielmannslieder	26. Tausend	M. 3.—
Thüringer Lieder	10. Tausend	M. 3.50
Neue Märchen	7. Tausend	M. 4.—
Horand u. Hilde. Gedichte	12. und 13. Tausend	M. 3.50
Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung	15. Tausend	M. 3.50
Es war einmal. Märchen	14. Tausend	M. 3.80
Aus der Jugendzeit	8. Tausend	M. 6.20
Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte	4. Tausend	M. 3.—

Die Preise verstehen sich für eleganten Leinenband mit Goldschnitt, in Leder kostet jeder Band 2 Mark mehr

Illustrierte Ausgaben mit großer Schrift:

Sommermärchen	In Leinenband	M. 3.—
Zlatorog	In Leinenband	M. 2.40
Abenteuer und Schwänke	In Leinenband	M. 2.80

Illustrierte Prachtausgaben:

Sommermärchen. Mit Zeichnungen von Paul Mohn In Leinenband M. 10.—

Abenteuer und Schwänke. Mit Zeichnungen von Paul Mohn In Leinenband M. 10.—

Das Wasser des Vergessens und andere Erzählungen. (Cotta'sche Handbibliothek) Geheftet 25 Pfennig

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Heinrich Seidel:

Erzählende Schriften

7 Bände

Geheftet M. 21.—, in Leinwand gebunden M. 28.—
(Auch in 53 Lieferungen zu je 40 Pf. zu beziehen)

In Einzelausgaben:
jeder Band geheftet M. 4.— In Leinwand gebunden M. 5.—

Inhalt: Band 1: **Leberecht Hühnchen.** Mit dem Bildnis des Verfassers. Band 2 und 3: **Vorstadtgeschichten.** Band 4 und 5: **Heimatgeschichten.** Band 6: **Phantasiestücke.** Band 7: **Von Berlin nach Berlin. Aus meinem Leben**

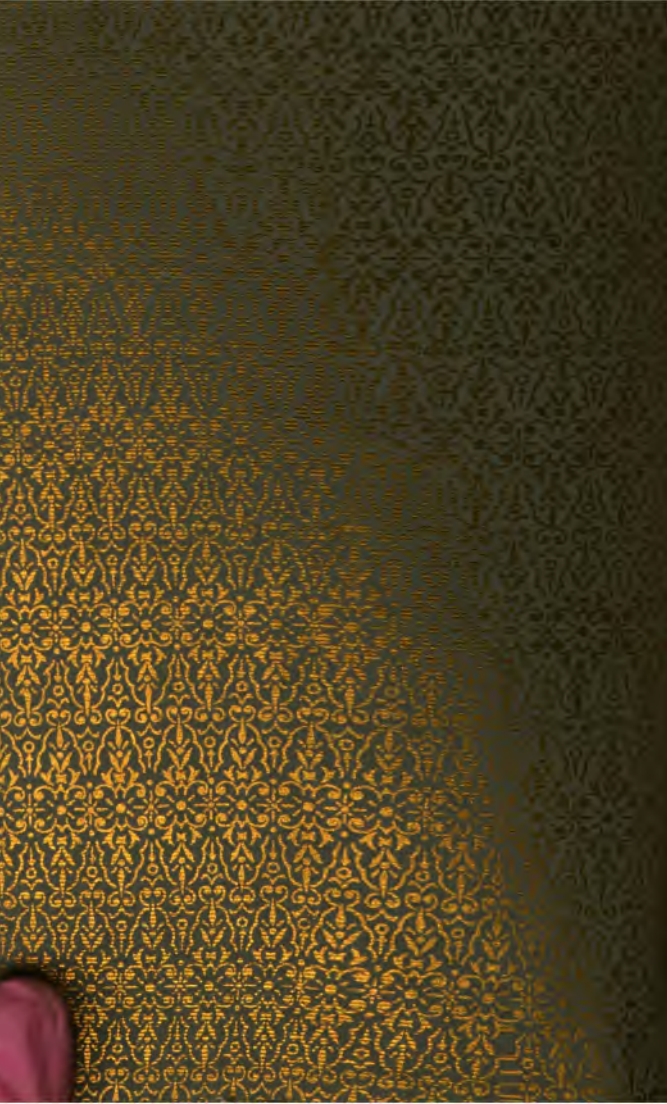
Gedichte. Gesamtausgabe
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Die Musik der armen Leute und andere Vorträge.
Mit Notenbeilage Geheftet 50 Pfennig

Kinkerlitzchen. Allerlei Scherze. 6. Tausend
Geheftet M. 1.— In Leinenband M. 1.50

Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Miniatur-Ausgabe. 7. Tausend
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Wintermärchen. Zwei Bände. Miniatur-Ausgabe
4. Tausend
Geheftet je M. 3.— In Leinenband je M. 4.—

Der Rosenkönig. (Cotta'sche Handbibliothek)
Geheftet 40 Pfennig

Weihnachtsgeschichten. (Cotta'sche Handbibliothek)
Geheftet 60 Pfennig. In Leinenband M. 1.10